Goethes Leipziger Studentenjahre

Von
Julius Vogel

Carl Meyer's Graphisches Institut, Leipzig

N 17.–

Julius Vogel,

Goethes Leipziger Studentenjahre.

Goethes Leipziger Studentenjahre

Ein Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit

als

Festgabe zum 150. Geburtstage des Dichters

von

Dr. Julius Vogel,

Custos am Städtischen Museum der bildenden Künste zu Leipzig.



. . Leipzig . .

Verlag von Carl Meyers Graphischem Institut

1899.

Vorwort.

Vor fünfzig Jahren gab Otto Jahn zur Gedenkfeier von Goethes hundertstem Geburtstage des Dichters Briefe an Leipziger Freunde heraus, und vor beinahe fünfunddreißig Jahren veröffentlichte zur Erinnerung an die hundertjährige Wiederkehr des Tages von Goethes Aufnahme auf die Leipziger Hochschule der Freiherr von Biedermann sein bekanntes zweibändiges Werk über Goethe und Leipzig. Diese beiden Werke bilden heutigentages noch die Grundlage für den Abschnitt der Goethe-Forschung, der in diesem Büchelchen behandelt worden ist. Es will, ebenfalls von Leipzig ausgehend, helfen, den hundertundfünfzigsten Geburtstag des Dichters zu feiern, aber, wie schon der Titel sagt, im Bilde, weniger im Worte. Es schien mir eine lohnende Aufgabe zu sein, die Darstellungen der Menschen und Stätten, mit denen Goethe als junger Student in Berührung gekommen ist, zu sammeln und sie in getreuer Nachbildung der Originale in handlicher Form den Freunden des Dichters zugänglich zu machen. Goethe selbst sagt einmal: „Die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt.“ Diese Worte haben mir auch bei der Arbeit an dieser kleinen Schrift immer vor Augen geschwebt. Der Text will im Grunde genommen nur Erläuterung zu den Bildern sein; doch habe ich eine bloß äußerliche Aneinanderreihung der Abbildungen

und eine trockene Erklärung vermieden und versucht, in einer Reihe kurzer Abschnitte etwas Abgeschlossenes zu geben. Daß ich in einzelnen Fällen über das Maß notwendiger Erläuterung zu Gunsten einiger kulturgeschichtlicher Ausführungen abgewichen bin, wird der Leser mir und dem Interesse an dem Stoffe zu gute halten wollen. Ich bemerke aber ausdrücklich: das ganze Kapitel von Goethes Leipziger Aufenthalt will dieses Bilderbuch nicht annähernd erschöpfen: es ist die Arbeit eines Kunsthistorikers, der in seinen Mußestunden sich nichts Schöneres denken konnte, als bei dem jungen Dichter in Leipzig Einkehr zu halten.

Meine Freunde Otto Günther und Ernst Kroker haben an der Entstehung des Buches lebhaften freundlichen Anteil genommen, und ich danke ihnen sowie besonders Gustav Wustmann für Hilfe und vielfache Förderung. Wustmann beabsichtigt dereinst Goethes Leipziger Aufenthalt nochmals als Ganzes abschließend darzustellen. Wenn es mir gelungen sein sollte, ihm dafür als Bildersammler vorgearbeitet zu haben, so wird es ihn gewiß freuen, zu hören, daß er selbst die Anregung dazu gegeben hat in jenen Schulstunden vor beinahe zwanzig Jahren, als er mit uns „Dichtung und Wahrheit" las und uns in das Verständnis des Dichters und seiner Werke mit Liebe und Kenntnis eingeführt hat.

Leipzig, im Mai 1899.

Julius Vogel.

Inhaltsübersicht.

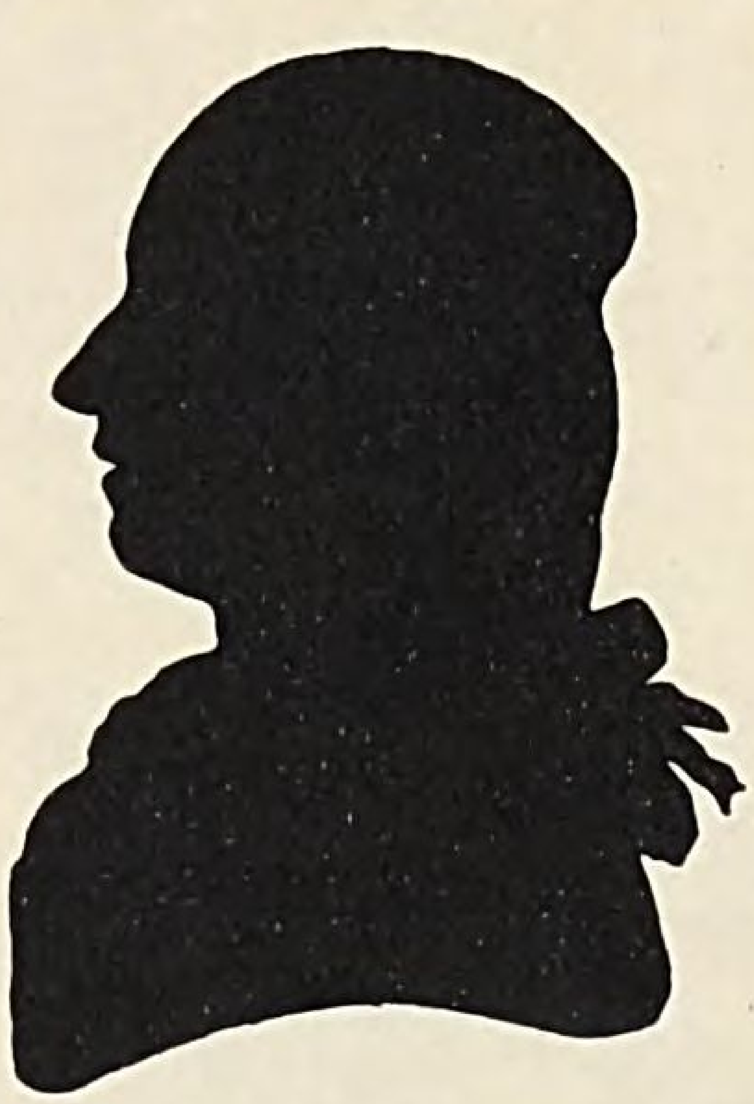


I.

Der Dichter.

Goethe hatte vor wenigen Wochen das sechzehnte Lebensjahr vollendet, als er in den ersten Tagen des Oktober 1765 durch das Ranstädter Thor in Leipzig einzog. Froh und lebenslustig, sowie ausgestattet mit allem, was das bewegliche Studentenherz begehren mag, so dürfen wir uns den jungen Dichter vorstellen, als er die Straßen und Höfe der Stadt durchschlenderte und bei Bürgern und Professoren seine Empfehlungsbriefe abgab. Ist uns von Künstlerhand oder auch nur durch einen einfachen Silhouettenschneider sein Bildnis aus jenen Tagen überliefert? — Fast unübersehbar groß ist die Zahl der Porträts, die von dem Seekatzschen Familienstück an bis zu der die greise Majestät im Tode darstellenden Prellerschen Bleistiftskizze den Dichter in den verschiedensten Lebensaltern vor Augen führen. Nur die Studentenjahre sind leer ausgegangen: weder von Leipzig noch von Straßburg besitzen wir authentische Bildnisse, die uns den Dichter in seiner äußeren Erscheinung zeigen könnten. Nach verschiedenen Zeugnissen soll es allerdings aus der Leipziger Zeit Porträts gegeben haben: aber sie sind verdächtig oder verloren gegangen oder nachweisbar gar nicht von Goethe. So erwähnt einmal Bettina von Arnim in Goethes Briefwechsel mit einem Kinde dem Dichter gegenüber ein solches Bildnis seiner Jugend: „Es war gemalt in Leipzig, eh' Du so krank warst, aber schon sehr mager, man erkennt jedoch Deine ganze jetzige Größe in jenen kindlichen Zügen, und besonders den Autor des Werther.“ Es war eine Miniature auf einer goldenen Tabatiere, „wo Du, mit hängenden Locken gepudert, nachdenklich den Kopf auf die Hand stützest“. Die Nachricht klingt zwar sehr bestimmt, aber Bettina verfügte auch über das nötige Maß von Phantasie, die uns zur Vorsicht mahnt. Muß sie sich doch selbst von der Frau Rat einmal sagen lassen: „Die Beschreibung von Deinen Prachtstücken und Kostbarkeiten hat

mir recht viel Pläsier gemacht; wenn's nur auch wahr ist, daß Du sie gesehen hast, denn in solchen Stücken kann man Dir nicht wenig genug trauen." Allzuviel werden wir also auf Bettinas Glaubwürdigkeit nicht zu geben haben. Sicher dagegen ist ein anderes Miniaturbildnis beglaubigt, dessen Goethe in einem Briefe an Freund Behrisch vom 24. Oktober 1767 gedenkt: „Dencke nur, Richter, der auf der Mahler-Akademie, hat gestern aus Grille angefangen mich Miniatur zu mahlen. Er hat mich in der Anlage recht hübsch getroffen, wenn er's nur nicht wieder verdirbt. Wir wollen, um das Ding artiger zu machen, ihm etwas historisches geben, und zwar soll es Herzog Micheln bey dem: ‚Ey ja, du kämst mir eben' vorstellen. Es ist hernach eine Fleurette, wenn ich es meinem Mädchen schenke. Wie meynst du, könnte man nicht, wenn er reußierte, so was mit Annetten wagen?"



Goethe im Alter von sechzehn Jahren.

Das Bildnis, das nach diesem Briefe in Käthchen Schönkopfs Besitz übergegangen sein wird, ist leider verschollen. Der „Herzog Michel" von Joh. Christian Krüger war damals eines der beliebtesten einaktigen Lustspiele, das sich namentlich auf der Liebhaberbühne großen Beifalls zu erfreuen hatte. Es wurde u. a. auch im Schönkopfischen Hause gespielt. Goethe gab die Rolle Michels, des Knechtes, der gern Herzog werden will und ob seines Größenwahnes sein Hannchen, das Käthchen gab, verschmähte. Als diese ihn herzen und küssen will, weil sie glaubt, nun Frau „Geheimderat" werden zu können, weist er sie ab:

Ey ja! du kämst mir eben.
Gräfinnen werden sich bemühn,
Mich lustig in ihr Garn zu ziehn.
Sie werden mir die Hand zerküssen.

Auch von dem Künstler ist nichts bekannt geworden. Wahrscheinlich war er nur ein mittelmäßiges Talent und möglicherweise derselbe, der das Miniaturbild, das von Käthchen Schönkopf erhalten ist, gemalt hat.

Wer Goethes freundschaftlichen Verkehr mit Oeser, dem Direktor der Malerakademie, kennt, möchte beinahe als selbstverständlich annehmen, daß der Leipziger Meister ein Bildnis seines ihm lieb gewordenen Schülers angefertigt habe. Aber auch diese Annahme hat sich als trügerisch erwiesen. Eine anonyme Radierung, die das Brustbild eines jungen, elegant frisierten Menschen im Profil nach rechts wiedergiebt, ist zwar für ein Werk von Oesers Hand und der Dargestellte für Goethe gehalten worden, indessen hat Zarncke überzeugend nachgewiesen, daß der junge Mensch der Reichsgraf Christian Friedrich von Stolberg-Wernigerode ist,

der in den Jahren 1767/68 in Leipzig studierte und vielleicht als Schüler Oesers das Blatt selbst radiert hat. Ein kleines Brustbild von Oeser, ein Ölgemälde in Leipziger Privatbesitz — ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren in blaugrünem, spitzenbesetztem Rock, unter dem linken Arme eine große Zeichenmappe haltend — das mehrfach für ein Porträt Goethes gehalten wird, stellt nach der



Goethe in Weimar.

glaubwürdigen Versicherung eines Nachkommen des Meisters dessen Sohn Johann Friedrich Ludwig dar (vgl. den 5. Abschnitt).

Um aber hier den Dichter im Bilde nicht ganz fehlen zu lassen, bilden wir zwei sicher bezeugte Silhouetten nach, die beide zwar nicht in Leipzig entstanden sind, uns aber wenigstens von seiner äußeren Erscheinung in jenen Jahren annähernd einen Begriff geben, aus der wir, wie sie später ein Straßburger schildert, schließen können auf die prachtvolle Stirn und den schönen Wuchs, die das Ent-

zücken der Zeitgenossen bildeten. Die eine ist ein Brustbild nach links, jetzt im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt und vermutlich 1765 in Frankfurt entstanden, auf der Rückseite mit dem Vermerk: „Original-Silhouette von Goethe, gefertigt von ihm selbst zu Frankfurt a/M. in der Werkstätte des Goldarbeiters Schöll", womit natürlich nur ein Nachschnitt eines von anderer Hand gefertigten Schattenrisses gemeint sein kann; die zweite, aus dem Anfange der achtziger Jahre stammend, befindet sich im Schlosse Tiefurt bei Weimar: der Dichter, im Freien stehend, ist im Gespräch mit einer auf einem Postament stehenden weiblichen Büste begriffen. Die elegante, zierliche Gestalt läßt kaum auf einen Mann schließen, der seit einigen Jahren schon Geheimrat war.



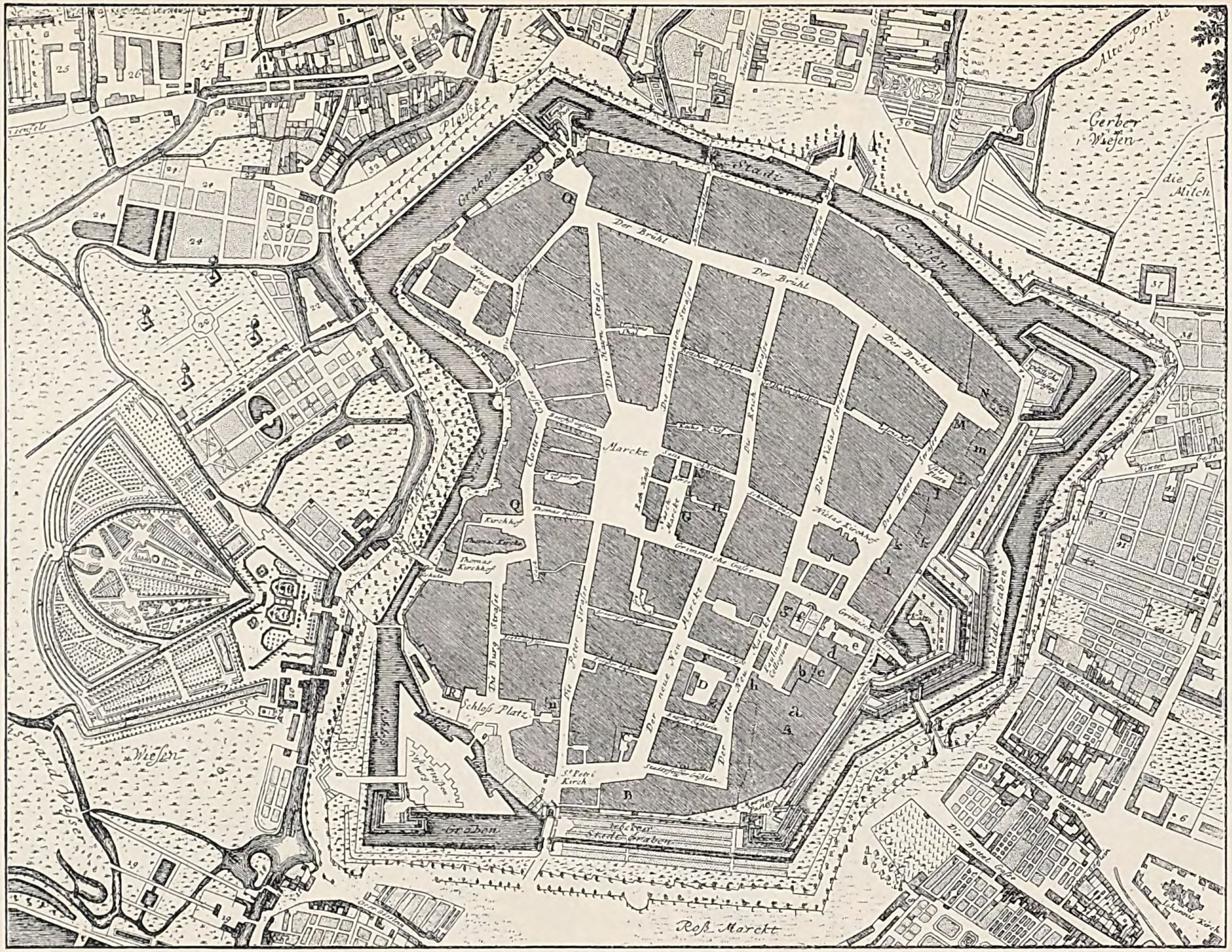
II.

Die Stadt und ihre Bewohner.

Die Zeit, die ich in Leipzig, welches man mit Grunde der Wahrheit Paris im Kleinen nennen kann, zugebracht habe, rechne ich zu den vergnügtesten Tagen meines Lebens. Tage, welche für mich unterrichtend und angenehm gewesen sind! Tage, welche noch gegenwärtig den vortreflichsten Einfluß in alle meine Handlungen haben müssen!" Mit diesen Worten, an die jene bekannte Stelle im „Faust" anklingt, beginnt eines der vielen Pasquille — zuerst als Monatsschrift, dann als Buch erschienen: „Leipzig nach der Moral beschrieben von Baron von Ehrenhausen" — die im achtzehnten Jahrhundert der Stadt an der Pleiße gewidmet worden sind. Das Buch, hinter dem man mehr sucht, als der Titel verspricht, und das im ganzen genommen sehr harmlos ist, ist deshalb beachtenswert, weil es in demselben Jahre gedruckt wurde, wo Goethe Leipzig wieder verließ. Es ist anzunehmen, daß es der Dichter gekannt hat. Der Verfasser ist ein Student mit Namen Franz, ehemals Theolog, später Mediziner, gestorben als Professor der Medizin an der Universität. Die nicht immer einwandfreien Leipziger Bräuche und Eigentümlichkeiten, die französisch gefärbten Sitten und die von Genußsucht durchdrungene Lebensauffassung der Bewohner der Stadt haben in ihm immerhin noch einen zartfühlenden Beurteiler und Sittenrichter gefunden. Andere solcher Pasquillanten haben viel schrecklicher zu Gericht gesessen, wenn sie es auch natürlich sehr oft mit der Wahrheit nicht genau genommen haben. In Goethes Briefen klingt manches herbe Urteil durch; die Leipziger Damen malt er der Schwester Cornelia durchaus nicht in rosigen Farben — une quantité en est folle, la plus part n'en est pas trop sage, et toutes sont coquettes —; dann fängt er (im Oktober 1766) an, „mit den Leipzigern und mit Leipzig ziemlich unzufrieden zu werden", da er sich ihren gesellschaftlichen Bräuchen nicht fügen wolle, außerdem könne man ihn „in der großen Welt nicht leiden",

da er „etwas mehr Geschmack und Kenntniß vom Schönen, als unsere galanten Leute" besitze. Als er über vierzig Jahre später „Dichtung und Wahrheit" niederschrieb und das Ergebnis seiner Jugend zog, sind solche Eindrücke offenbar verwischt gewesen, und vorwiegend sind hier die Worte der Anerkennung und Zufriedenheit. Der Studierende „hatte alle Ursache, sich gegen den Handelsstand ergeben zu erweisen und sich um so mehr schicklicher äußerer Formen zu befleißigen, als die Kolonie ein Musterbild französischer Sitten darstellte"; dann spricht er auch von „guten Häusern, deren verwandte Zirkel ihn gleichfalls wohl aufnahmen".

In der That, die Leipziger Kaufmannschaft nötigt uns die größte Achtung ab. Um jene Zeit zu beurteilen und die Stimmung der Stadt zu verstehen, muß man sich immer vor Augen halten, daß seit dem Abschluß des Hubertusburger Friedens bis zu den Tagen, in denen der junge Goethe die Leipziger kennen lernte, erst zweiunddreiviertel Jahre verstrichen waren und daß in dem Siebenjährigen Kriege der Stadt Wunden geschlagen worden waren, von deren Schwere die meisten gar keine Ahnung haben. Nur wenige Thatsachen mögen das erklären. Der Stadt ist zwar das Schicksal der Beschießung, das Dresden beschieden gewesen war, erspart geblieben, aber dafür hat die preußische Besatzung beinahe den ganzen Krieg hindurch gewährt, im ganzen reichlich sechsundeinhalb Jahre, während der sie seitens des Feindes eine Behandlung zu erdulden hatte, die jeder Beschreibung spottet. Die Stadt hatte damals 25000 Einwohner; an Kontributionen ist in jener Zeit im Auftrage Friedrichs II. die Summe von mindestens zehn Millionen Thalern von den am Kriege doch wahrhaftig unschuldigen Menschen herausgepreßt worden, so daß im Durchschnitt auf den Kopf mehr als zwölfhundert Mark Kontributionsbeitrag fällt. Erwägt man aber, daß von jenen Summen in der Hauptsache nur die bemittelten Kaufleute betroffen worden waren, und liest man in urkundlichen Quellen, daß einzelne Handlungshäuser, so das der Gebrüder Richter, bis zu 114000 Thaler haben bluten müssen, bedenkt man endlich, daß während der Kriegsnot die Geschäfte stockten, Grausamkeit und Willkür an Stelle gewohnter Ordnung getreten waren, so versteht man nicht, wie es Goethe befremdend vorkommen konnte, daß er den Preußenkönig „so wenig vor den Einwohnern von Leipzig als sonst in dem großväterlichen Hause loben durfte". Man versteht vielmehr, daß der Haß der Einwohnerschaft geraumer Zeit bedurfte, um sich zu verlieren, und daß die unmittelbar auf den Friedensschluß folgenden Jahre in der Gesinnung der Leipziger nichts ändern konnten. So erklärt sich auch die giftige Stimmung, die ein Gelegenheitsgedicht atmet, dessen Vortrag Goethe möglicherweise mit angehört hat. Clodius, der als Dichter bekannte Professor, machte am Geburtstage des Kurfürsten in einer „Rede am Friedrichstage in Leipzig, den 5. März 1767" als guter Sachse und Leipziger seiner Entrüstung mit deutlich wahrnehmbarer Anspielung an den Kultus, der mit dem Preußenkönige getrieben wurde, in folgenden Versen Luft:

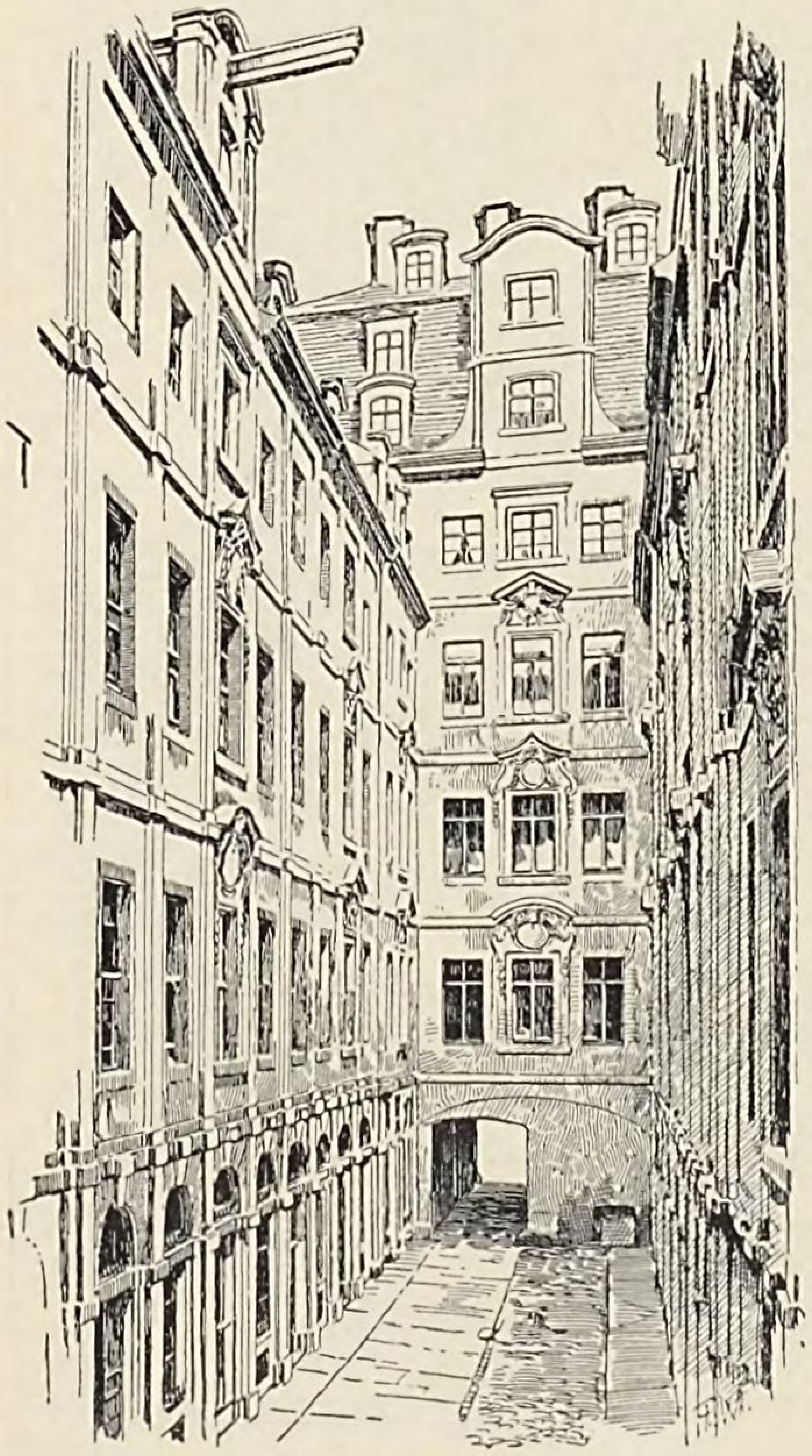


Der Hohmannische Stadtplan vom Jahre 1749.
(Ausschnitt.)

Da steht er, wie ein Fels umringt von Ungewittern,
Vergißt, geliebt zu seyn, und lehrt für sich erzittern;
Lacht der Religion, und spottet mit der Huld,
Und kauft das Diadem durch Menschen Blut und Schuld —
Reiß den Hymettus auf; laß tausend Künstler eilen,
Bau ihm ein Monument auf hundert Marmor-Säulen,
Trag sein vergöttert Bild in das Gestirn hinauf,
Ætz in unsterblich Erz der großen Thaten Lauf;
Sing ihm mit Pindars Schwung, gieb ihm den hohen Namen
Der Gottheit, die er nie gewagt hat nachzuahmen:
Wer ist der Gott zuletzt, den du dir schaffst, o Welt?
Ein Wurm im Purpur, der in seinen Staub zerfällt.

Dann aber kommt er auf das, was ein weiser Fürst seinem Lande sein soll und ist, und klingt zum Schlusse in das dem Tage und seiner Feier angemessene Bekenntnis aus:

Der wahre Sachse denkt als Mann und Patriot,
Baut auf des Fürsten Arm und auf den Schutz von Gott;
Denkt edel und ist frei: und hat den Muth, sein Leben
Fürs Vaterland und Dich heroisch aufzugeben;
Doch mit Vergötterung treibt er nie kühnen Scherz,
Und Friedrichs Tempel ist der Unterthanen Herz.



Hohmanns Hof.

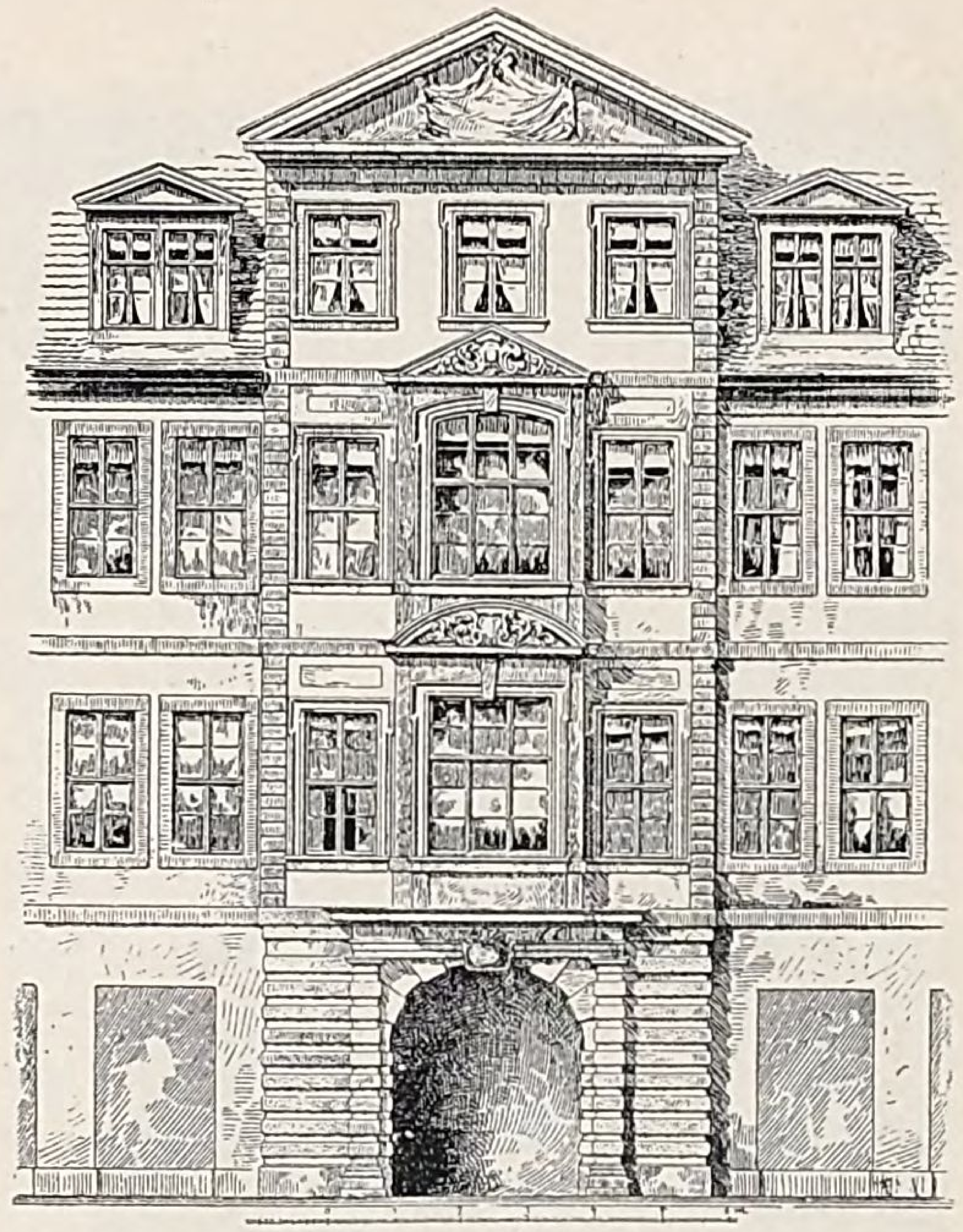
Wer vom Standpunkte der schwer heimgesuchten Sachsen aus die Lage der Dinge überblickt, wird nicht finden können, daß die letzten Strophen partikularistisch gefärbt klingen.

Um dem Leser einen Eindruck vom Bilde der Stadt zu Goethes Zeit zu vermitteln, bilden wir zunächst in Ermangelung zeitlich näher liegender Vorlagen den übersichtlichen Plan ab, den im Jahre 1749 die Hohmannischen Erben anfertigen ließen, in einem die Straßen und Plätze der inneren Stadt ver-

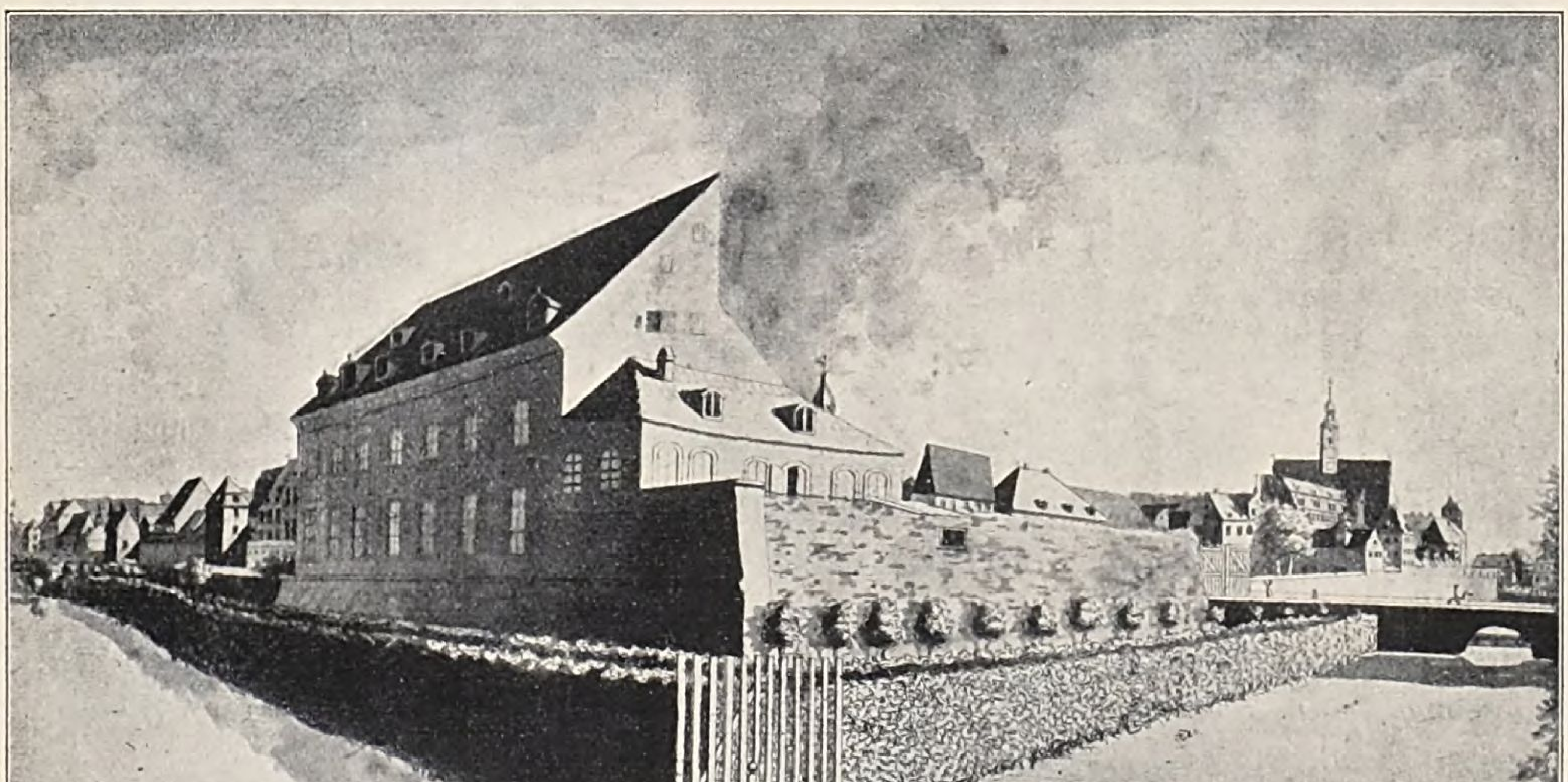


Blick auf einen Teil der Stadt von Osten.
(In der Mitte das Grimmische Thor.)
Nach einem kolorierten Stich von Geißler.

zeichnenden Ausschnitt. Es sind auf ihm von dem Ortskundigen alle die Stätten zu finden und zu bezeichnen, wo der Dichter verkehrt hat. Die innere Stadt wird noch von dem Graben umgeben, mit dem Alleen („die Promenade") parallel laufen; durch die Festungswerke führen in die Vorstädte das Grimmische, das Hallische, das Ranstädter und (im Süden) das Petersthor, zwischen ihnen kleinere Ausgänge, die sogenannten Pförtchen; im Westen ist auch der Plan des schönen Apelischen Gartens aufgezeichnet. Die Situation hat sich hier zu Goethes Zeit nicht verändert gehabt. Ein zweites Bild zeigt uns das Grimmische Thor, das man auf dem „Wege nach Dresden" passieren mußte. Der Standpunkt des Beschauers ist der jetzige Augustusplatz: links gewahrt man einen Teil der Universitätskirche, dann gegen die Mitte zu die Thoranlage, zwischen beiden im Hintergrunde den



Die Feuerkugel.



Das Komödienhaus.
Nach einer Radierung von Johann Salomon Richter.

Turm des Fürstenhauses; das hohe Haus rechts ist das sogenannte Schwarze Brett, in dem Gellert wohnte, im Hintergrunde sieht man die Türme der Nikolaikirche. Die hohen Pappeln, die auf dem Platze stehen, verleihen dem Bildchen, einem Stich von Geißler, auch als Landschaft einen gewissen Reiz.

Zu den persönlichen Eindrücken, die Leipzig auf den jungen Dichter machte, gehörte es, daß die Stadt keine altertümlichen Erinnerungen erweckte, etwa wie die rheinischen Städte oder wie beispielsweise Nürnberg. „Jedoch ganz nach meinem Sinne waren die mir ungeheuer scheinenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen himmelhoch umbauten Hofräumen eine



Madame Koch.
Das Original ein Gemälde von Anton Graff, der Stich von Bause.



Heinrich Gottfried Koch.
Nach einem Stich von Bause.

bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind." Solcher „Höfe", in deren einem, in der „Feuerkugel", so genannt von ihrem Wahrzeichen, einer brennenden Handgranate, zwischen dem alten und neuen Neumarkt (der jetzigen Universitätsstraße und dem Neumarkt), Goethe eine Wohnung fand, giebt es heutigentages noch eine ganze Anzahl; es sind von vier Seiten umbaute Durchgänge, die von einer Straße zu einer andern führen, hauptsächlich Geschäftszwecken dienen und namentlich während der Meßzeit sehr belebt sind. Auch Auerbachs Hof, wo Behrisch wohnte, stellt eine solche Häuseranlage dar, nur mit dem Unterschiede, daß der Durchgang durch den Hof nicht wie üblich in gerader Linie, sondern im rechten Winkel, von dem jetzigen Neumarkt aus nach der

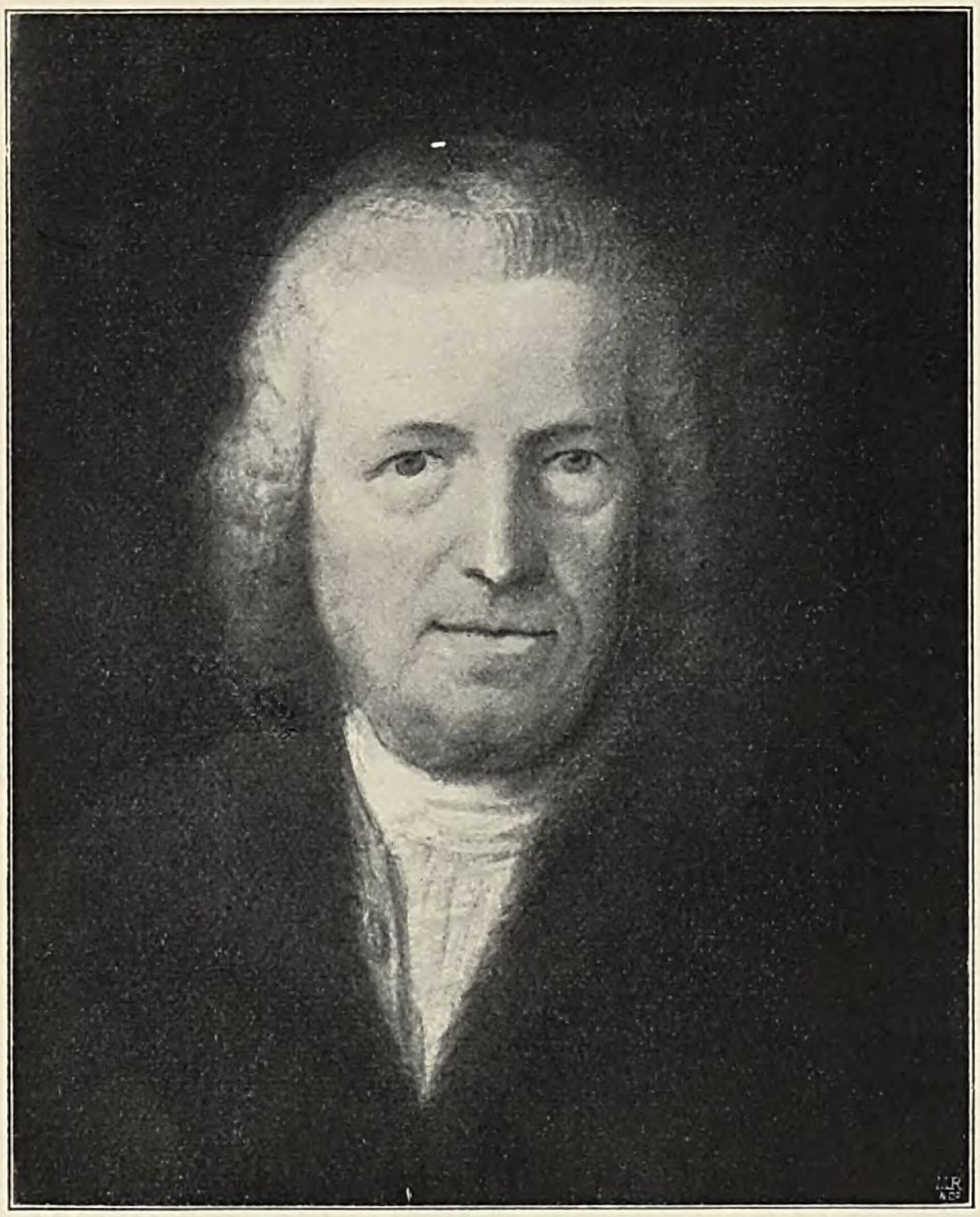
Grimmischen Straße zu, führt. Unsere Abbildung (S. 8) stellt als besonders bezeichnend Hohmanns Hof dar, zwischen dem jetzigen Neumarkte und der Petersstraße, dessen „himmelhohe" Gebäude nach oben die denkbar größte Raumausnutzung zeigen.



Karoline Schulze.
Nach einem Pastellgemälde.

Im Hofe der Feuerkugel, von der wir hier die Fassade nach der Universitätsstraße in ihrem ursprünglichen Zustande abbilden, ist seit vielen Jahren eine Gedächtnistafel angebracht, die an Goethes Studentenzeit erinnert. Einheimische und Fremde, die den Hof besuchen, hört man oft die Frage aufwerfen, wo denn die Wohnung des Dichters (in der er indessen nach einer Versicherung an Behrisch „nie recht zu Hause war") sich befunden habe. Aus „Dichtung und Wahrheit" erfahren wir nur von „ein paar artigen Zimmern, die in den Hof sahen"; die Wirtin war eine Kaufmannswitwe, Frau Straube. Eine mündliche, durchaus glaubwürdige Überlieferung führt aber nicht hinter an die Stelle, wo die Gedenktafel angebracht ist, sondern, wenn man durch den Durchgang von der Universitätsstraße gekommen ist, an das Gebäude gleich links, wo sich im Erdgeschoß eine Gosenschenke befindet. So erzählte vor Jahren eine alte Dame, Frau Dr. Schreber: ihre Elternwohnung, an die sie sich von ihrer Kindheit noch sehr wohl zu erinnern wisse, habe Goethes ursprünglicher Studentenwohnung gerade gegenüber gelegen. Diese sei im zweiten Stockwerke in dem bezeichneten Hause gewesen. Übrigens waren die beiden Stuben in der Feuerkugel während der Meßzeit anderweit vermietet und zwar an den Buchhändler Fleischer aus Frankfurt; Goethe wohnte dann in Reudnitz, in einem dem Kuchengarten gegenüber gelegenen Wirtschaftsgebäude.

In der Stadtgeschichte bezeichnet während des Dichters dreijährigem Aufenthalt ein Ereignis eine wichtige Thatsache: die Einweihung des neugebauten Komödienhauses am 10. Oktober 1766. Es war ein dringendes Bedürfnis, dem mit diesem Bau abgeholfen wurde. Das ehemalige Theatergebäude, in dem auch Goethe noch gewesen sein wird, befand sich in Quandts Hofe, zwischen der Ritter- und Nikolaistraße; das Haus, „36¾ Ellen lang, 29½ im Balken tief", war, wenn auch in veränderter Gestalt, noch vor kurzem erhalten; niemand konnte, wer je einmal einen



Bernhard Christoph Breitkopf.
Nach einem Pastellgemälde.

Blick auf das altersschwache Gebäude gethan hat, ahnen, daß es jemals ein Sitz der Musen gewesen ist. Es war seit dem Jahre 1749 im Gebrauch gewesen; Schönemann hatte mit seiner Truppe da gespielt, dann Koch. Dieser hatte schon im Jahre 1751 in Hinblick darauf, „daß sein itziger Platz in so genannten Quantischen Hofe allhier in Ansehung des Theatri zu Comoedien alzuklein, zu Opern aber gantz und gar unbrauchbar ist“, den Kurfürsten gebeten, ihn mit der „alten, eingefallenen, unnutzbaren Rannstäder hiesigen Bastion nebst daran befindlichen zu Erbauung eines regulairen Opern- und Comoedienhauses benöthigten Platze zu begnadigen“. Aber erst vierzehn Jahre später kam der Plan zur Ausführung. Die Bastei hatte vom damaligen Administrator Sachsens, dem Prinzen Xaver, der Kaufmann Zehmisch und zwar unentgeltlich überlassen erhalten; von dem Obersten Fläsch wurde alsdann das Gebäude aufgeführt, das am genannten Tage von den kurfürstlichen Hofkomödianten unter Leitung Kochs mit Schlegels „Hermann“ nach einer Weiherede von Clodius, sodann mit dem Ballet „Von vergnügten Schäfern“ und der Komödie „Die unvermuthete Wiederkunft“ eröffnet wurde. Heinrich Gottfried Kochs Name ist mit der Leipziger Theater-



Der goldene Bär.



Radierung von Goethe.

geschichte aufs innigste verbunden. Er hatte ursprünglich studiert, war dann in die Truppe der Neuberin eingetreten und hatte sich 1749 selbständig gemacht. Abwechselnd hat er in Hamburg, Berlin, Weimar, Dresden und Leipzig gespielt und an diesen Orten großen Ruf genossen. In seiner zweiten Frau, Christiane Henriette, geborene Merleck (geb. 1731 in Leipzig), hatte er auch im Beruf eine treue Genossin gefunden; sie trat in tragischen Rollen wie als Soubrette auf und muß in ihrer Erscheinung Eindruck auf die Theaterbesucher gemacht haben. Ein verliebter Hamburger verstieg sich einst zu den Versen auf sie:

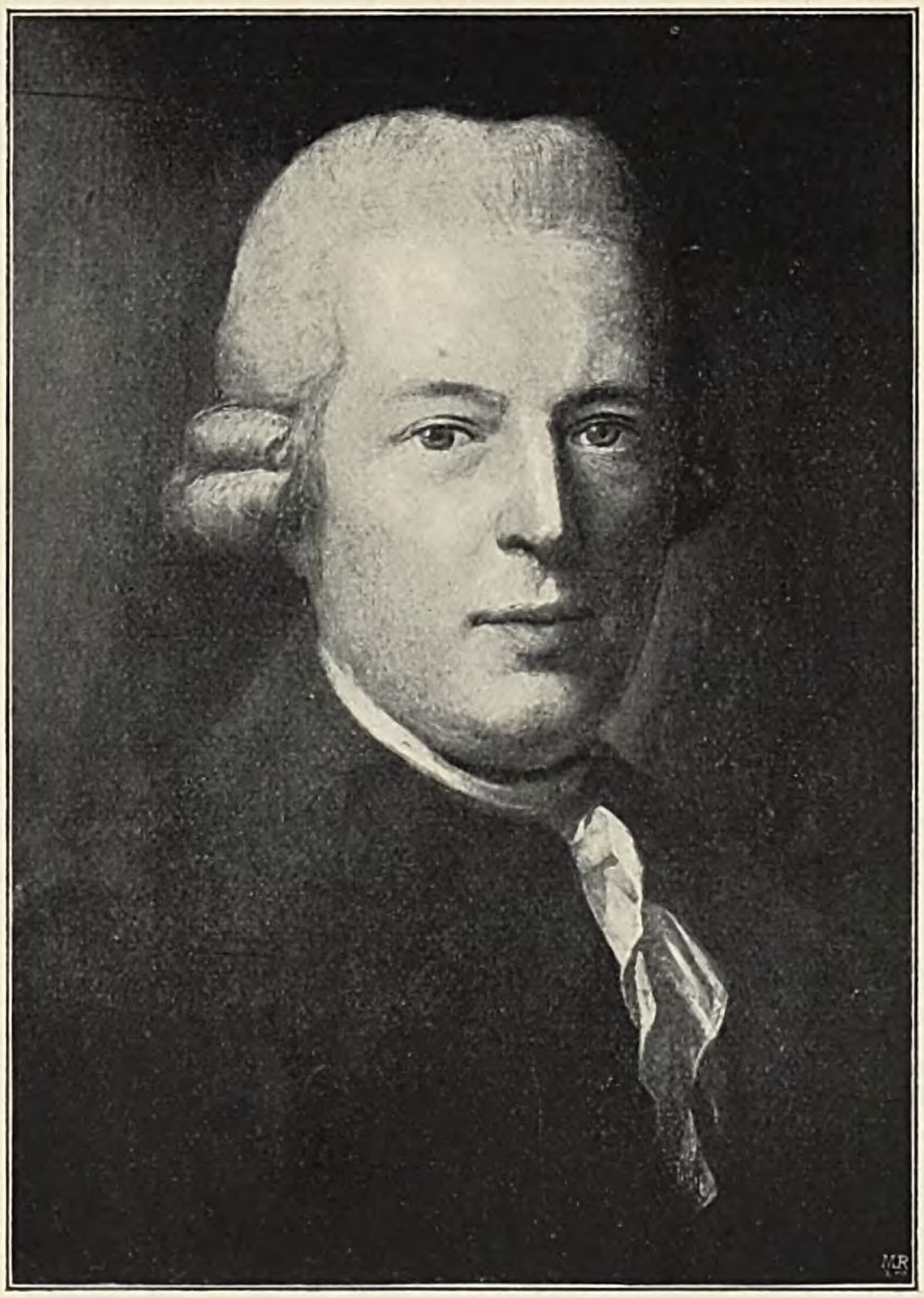
Ja Freundin, Du bist schön: Sonst war mein stärkster Schwur,
Bey Himmel, Lieb und Glück, und Tugend und Natur;
Nun aber wird man mich nicht mehr so reden hören,
Ich werde künftig blos bey Deinem Blicke schwören.


Der silberne Bär.

Von den beiden Bildnissen (S. 10) ist das Kochs von Bause selbst gezeichnet und gestochen, das seiner Gattin ebenfalls von Bause gestochen nach einem leider verschollenen Ölgemälde von Anton Graff; sie ist in der Rolle der Pelopia in Weißes Trauerspiel „Atreus und Thyest“ so 1770 gemalt worden. Als Goethe im späten Alter seine Erinnerungen in dem Aufsatze „Leipziger Theater“ niederschrieb, gedenkt er, nachdem er die Kochische Gesellschaft erwähnt hat, des „lebhaften Eindrucks — so schreibt er — den eine Demoiselle Schulz auf uns machte, die mit ihrem Bruder, dem Balletmeister, bei uns anlangte. Sie war nicht groß, aber nett, schöne schwarze Augen und Haare; ihre Bewegungen und Recitation vielleicht zu scharf, aber durch die Anmuth der Jugend gemildert.“ Es war Karoline Schulze (geb. 1745 in Wien), die später einen Buchhalter Kummerfeld heiratete. Sie trat 1767 in Weißes Trauerspiel „Romeo und Julia“ auf und entzückte u. a. darin auch den jungen

Dichter. Unsere Abbildung giebt ein Pastellgemälde wieder, das in Weimarischem Privatbesitz sich befindet und vom Freiherrn von Biedermann bekannt gemacht worden ist.

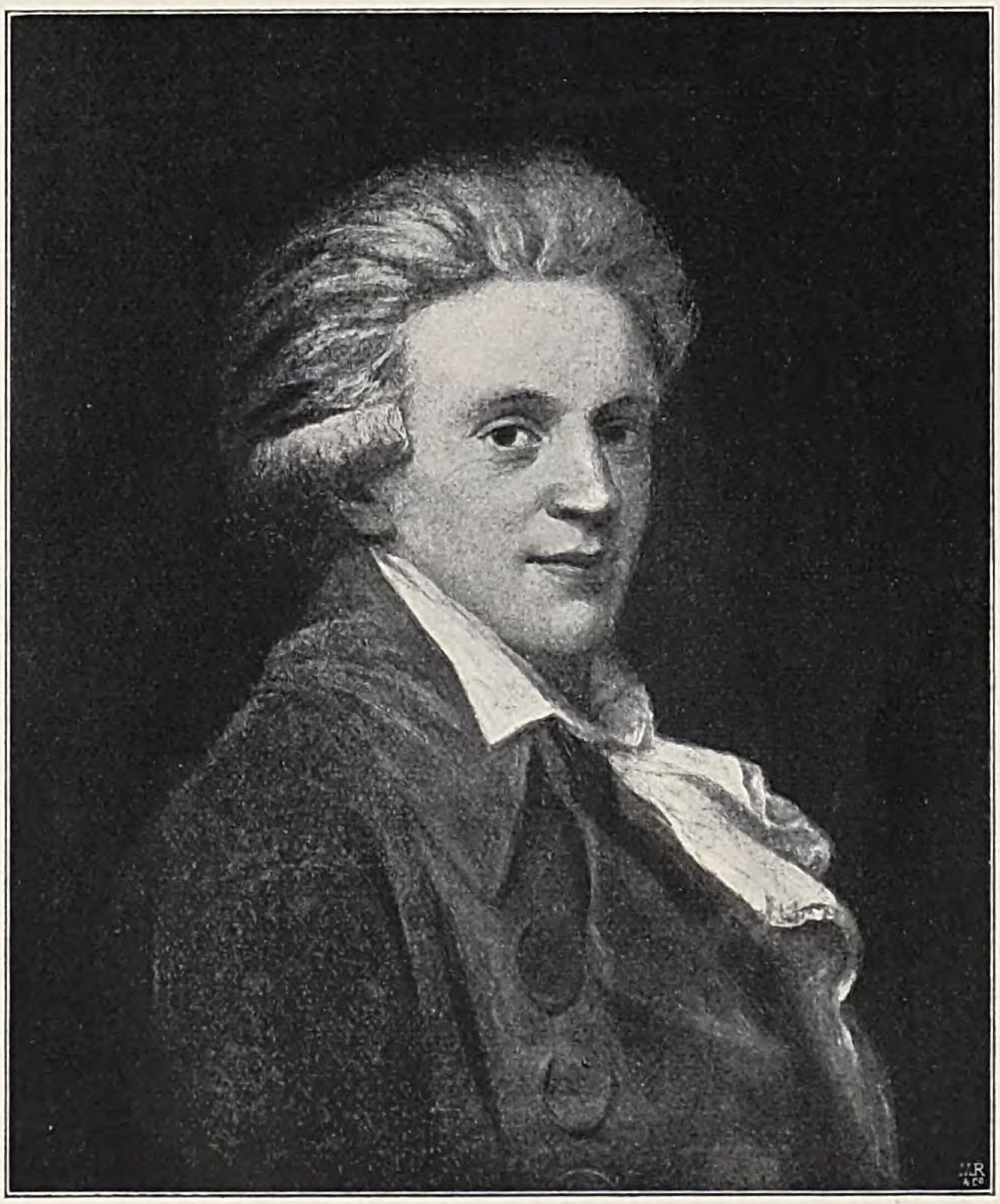
Als eine „sehr angenehme und für ihn heilsame Verbindung", zu der er gelangte, erwähnt Goethe die zu dem Breitkopfischen Hause. Der Gründer der namentlich durch ihren Notendruck und Musikalienverlag nachmals weltberühmt gewordenen Firma, Bernhard Christoph Breitkopf (1695—1777), aus einer harzischen Bergmannsfamilie entsprossen, war der Verleger von den meisten Berühmtheiten, die um die Mitte des Jahrhunderts die Leipziger Mauern in sich bargen. Besonders hatte Gottsched enge Beziehungen zu dem Geschäft, wie er auch ein treuer Freund von dessen Besitzer war. Es sprach sich nicht nur darin aus, daß er dreißig Jahre im „goldenen Bären", auf der jetzigen Universitätsstraße, sein Hausgenosse war, sondern daß er auch die Gelegenheit benutzte, seinen Freund mehrfach durch Hymnen zu feiern. So noch kurz vor seinem Tode, als der von Breitkopf seinem Hause gerade gegenüber an der Ecke errichtete, vor einigen Jahren zu Gunsten eines Neubaues wieder abgebrochene „silberne Bär" zur Michaelismesse 1766 eingeweiht wurde. Da hieß es am Schlusse eines langen Huldigungsgedichtes von dem befreundeten Verleger:



Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.
Nach einem Ölgemälde.

Wie viel, o Leipzig! hat Er nicht
Von Deiner Kriegeslast getragen!
Sein Rath war jederzeit der Bürgerschaft Behagen;
Sein Urtheil gab Dir oft in schweren Fällen Licht.
O gönn Ihm nur sein Wohlergehen!
Sein edler Stamm geh niemals aus!
Sein Ruhm muß länger als dieß Haus,
In unverwelkter Blüth und stetem Wachsthum stehen!

Nur zum Teil sind diese treuen Wünsche in Erfüllung gegangen, denn schon in den achtziger Jahren mußte der dem Hause befreundete Gottfried Gustav Härtel die Weiterführung des Geschäftes übernehmen. Den „silbernen Bären", „höher und weitläuftiger als das Stammhaus selbst angelegt", bewohnte nach der Vollendung der Sohn des alten Breitkopf, Johann Gottlob Immanuel (1719—1794) mit seiner Familie. Goethe erzählt, wie er ihm beim Einrichten der neuen Wohnung zur Hand gegangen sei und mit den Eltern und den Kindern des Hauses gute Freundschaft gehalten habe. Der einen Tochter, Konstanze, rühmt er Geist und Gelehrsamkeit nach. „Je l'aime bien, a cause de la franchise de ses façons" (Brief an Cornelia). Nicht lange darauf aber schreibt er: „Die Mdll. Breitkopf habe ich fast ganz aufgegeben, sie hat zu viel gelesen, und da ist Hopfen und Malz verlohren." Die beiden Söhne Bernhard Theodor (geb. 1749) und Christoph Gottlob (1750 — 1800) waren Goethes Freunde. Der ältere, „ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik ergeben und geübt", komponierte Goethes Jugendlieder, die 1769 im Handel erschienen; der jüngere, „eine treue, gute Seele", ist jener „Bruder Gottlob", an den der bekannte Brief: „Gebe Dir Gott einen guten Abend Bruder Gottlob" im August 1769 von Frankfurt aus gerichtet ist. Das Geschäftshaus von Breitkopf und Härtel bewahrt aus alter Zeit drei Bildnisse, die wir in Nachbildungen hier geben: das des Gründers, ein durch einen Unfall entstelltes Pastellgemälde, vermutlich von der Hand Daniel Caffés, ferner das seines Sohnes und das von Bruder Gottlob, allem Anscheine nach Werke von Johann Heinrich Tischbein. Ein Porträt des Liederkomponisten ist leider nicht nachweisbar. Er war 1777 nach



Christoph Gottlob Breitkopf.
Nach einem Ölgemälde.

Rußland gegangen, wo er in Petersburg hochbetagt als Staatsrat gestorben ist. — Der „silberne Bär" gab dem Dichter Gelegenheit, „seine Zeit zwischen den obern und untern Stockwerken" zu teilen. Hoch oben, in der Mansarde, saß „an einem breiten Arbeitstisch am großen Giebelfenster, in einer sehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Gesellschaft leisteten", der Kupferstecher Johann Michael Stock (gest. 1773 fünfunddreißig Jahre alt), der, aus Nürnberg stammend, sich im Jahre 1764 in Leipzig niedergelassen hatte und hier besonders durch Stechen von Vignetten für Breitkopf ein gutes Auskommen hatte, daneben auch Unterricht in seiner Kunst erteilte. Von seinen beiden schönen, liebenswürdigen und geistig hoch veranlagten Töchtern ist



Dorothea Stock.



Maria Jakobina (Minna) Stock.

jede in ihrer Art berühmt geworden. Die ältere, Dora (geb. 1760), wurde die bekannte Pastellmalerin, der wir das Bildnis manches bedeutenden Zeitgenossen verdanken; die zwei Jahre jüngere Schwester Maria Jakobina (Minna) wurde die Gattin von Schillers Freund Körner, die Mutter von Theodor Körner. Beide waren also zu Goethes Zeit noch Kinder; aber wir bilden hier ihre Silhouetten nach, die sie beide als Jungfrauen darstellen, da sie so von Anmut zeugen, daß Goethe ihnen wohl auch als Kindern zugeneigt gewesen sein wird. Bei Stock lernte der Dichter das Radieren. Von den Landschaften, die er unter seiner Leitung anfertigte, sind zwei erhalten, und zwar nicht nur in Originalabdrucken, die in Stocks Werkstatt abgezogen worden sind, sondern in den Originalkupferplatten, wie sie aus der Hand Goethes hervorgegangen sind. Sie wurden im Jahre 1892 von dem



Radierung von Goethe.



Vignette aus dem Katalog der Winklerischen Sammlung.

Leipziger Rechtsanwalt Dr. Zenker bei einer Nachlaßregulierung aufgefunden und durch seine Vermittelung der Leipziger Stadtbibliothek überwiesen. Die Platten sind so ausgezeichnet erhalten, daß sich ohne Schwierigkeit Neudrucke haben veranstalten lassen, die gegenüber den ziemlich seltenen ersten Drucken Goethe als Radierer vielen zum erstenmale vorgestellt haben. Dem Format und wie es scheint auch dem Gegenstande nach sind beide Radierungen Gegenstücke: es sind Höhenformate derselben Größe, beides Gebirgslandschaften mit Wasserfall, beide nach Alexander Thiele, sächsischem Hofmaler in Dresden (gest. 1752), beide mit einer Widmung unter der Bildfläche versehen. Mit dem einen Blatte wendet sich der junge Dichter an seinen Vater, den kaiserlichen Rat in Frankfurt, das andere ist seinem Freunde und Studiengenossen, dem Dr. Christian Gottfried Hermann, seit 1768 Ratsherrn, später Bürgermeister von Leipzig, dargebracht. Offenbar meint der Dichter eines der Blätter in dem Briefe an Behrisch vom 26. April 1768: „Da hast Du eine Landschaft, das erste Denckmahl meines Nahmens, und der erste Versuch in dieser Kunst. Bessere nachfolgende werden es rechtfertigen, ich hoffe weiter zu kommen.“ Die Originalgemälde werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach in einer der größeren Leipziger Kunstsammlungen befunden haben, vermutlich in der



Vignette aus dem Katalog der Winklerischen Sammlung.



Gottfried Winkler.
Nach dem Ölgemälde von J. H. Tischbein.

von Johann Thomas Richter, da sie in dem umfangreichen Katalog des Winklerschen Kabinetts nicht erwähnt werden. Übrigens sind sie nicht mehr nachweisbar; Landschaften mit Wasserfällen, ähnlich wie bei Ruisdael eine Spezialität von Alexander Thiele, giebt es von dieses Künstlers Hand in so zahlreichen Variationen, daß die Nachforschungen sehr erschwert werden. Uns genügt ja auch die Thatsache, daß die Goethischen Blätter erhalten sind. Sie geben uns einen schlagenden Beweis von der künstlerischen Anlage, die in dem jungen Dichter, der einstmals glaubte, zum Künstler geboren zu sein, schlummerte. Wüßte man es nicht, man würde es nicht glauben, daß diese beiden Blätter Werke eines achtzehnjährigen Dilettanten sind, der, „weil ihn die reinliche Technik der Kunstart reizte", sich zur Erlernung der Radierkunst entschloß. Aus dem genannten Briefe an Behrisch erfahren wir, daß dieser erste Versuch in das Frühjahr 1768 fällt. Es mag ja nicht ganz ausgeschlossen sein, daß Meister Stock hier und da die bessernde Hand angelegt und auf die Betonung gewisser malerischer Reize hingewirkt hat. Wenn man aber sieht, zu welcher Vollendung und Sicherheit es Goethe gerade in der Landschaftsmalerei später gebracht hat und wie seine Zeichnungen — besonders charaktervoll sind die Motive aus dem Thüringischen Lande — für ihre Zeit als künstlerische Erzeugnisse wirklich Beachtung verdienen, so muß man diesen ungewöhnlichen Grad technischer



Franz Wilh. Kreuchauf.



Michael Huber.

Fertigkeit als eine tief innerlich begründete künstlerische Gestaltungskraft anerkennen. Außer diesen beiden Blättern haben sich noch zwei kleine Radierversuche erhalten: eine Etikette, vermutlich eine Geschäftsmarke für den alten Schönkopf, und ein Bücherzeichen, wohl für Käthchen Schönkopf bestimmt, die wir beide weiter unten abgebildet haben. Dagegen ist bis jetzt von den „verschiedenen kleinen Druckerstöcken nach französischen Mustern", also Holzschnitten, nichts bekannt geworden.

Dem Leipziger Aufenthalte hatte Goethes künstlerische Erziehung viel zu verdanken. In Oeser hatte er den Meister gefunden, der mit seinen Theorien und Lehren in Dingen des Geschmacks nachhaltigen Einfluß auf ihn gewann. Er zeigte ihm, wie er dankbar anerkennt, den Weg zum Wahren und Schönen, er hat „seiner Liebe zu den Musen aufgeholfen", von ihm hat er seine „Kenntnisse und Einsichten". Erfreulicherweise fehlte es auch nicht an Gelegenheit, kunstgeschichtliche Studien zu betreiben und einen Blick in die Vergangenheit zu thun, aus der wenigstens in einiger Zahl Meister von anerkannter Bedeutung durch Originalgemälde lebendig vor Augen geführt werden konnten. Die Leipziger Kunstsammlungen des achtzehnten Jahrhunderts bilden in der Stadtgeschichte ein Kapitel, auf das man wegen seines erfreulichen Inhalts immer wieder gern zu sprechen kommt. Bekannt sind jene in Dichtung und Wahrheit den Leipziger Kunstfreunden gespendeten Worte warmer Anerkennung: „Einer Stadt kann kein größeres Glück begegnen, als wenn mehrere im Guten und Rechten gleichgesinnte, schon gebildete Männer daselbst neben einander wohnen." Gemeint sind in erster Linie die beiden großen Sammler



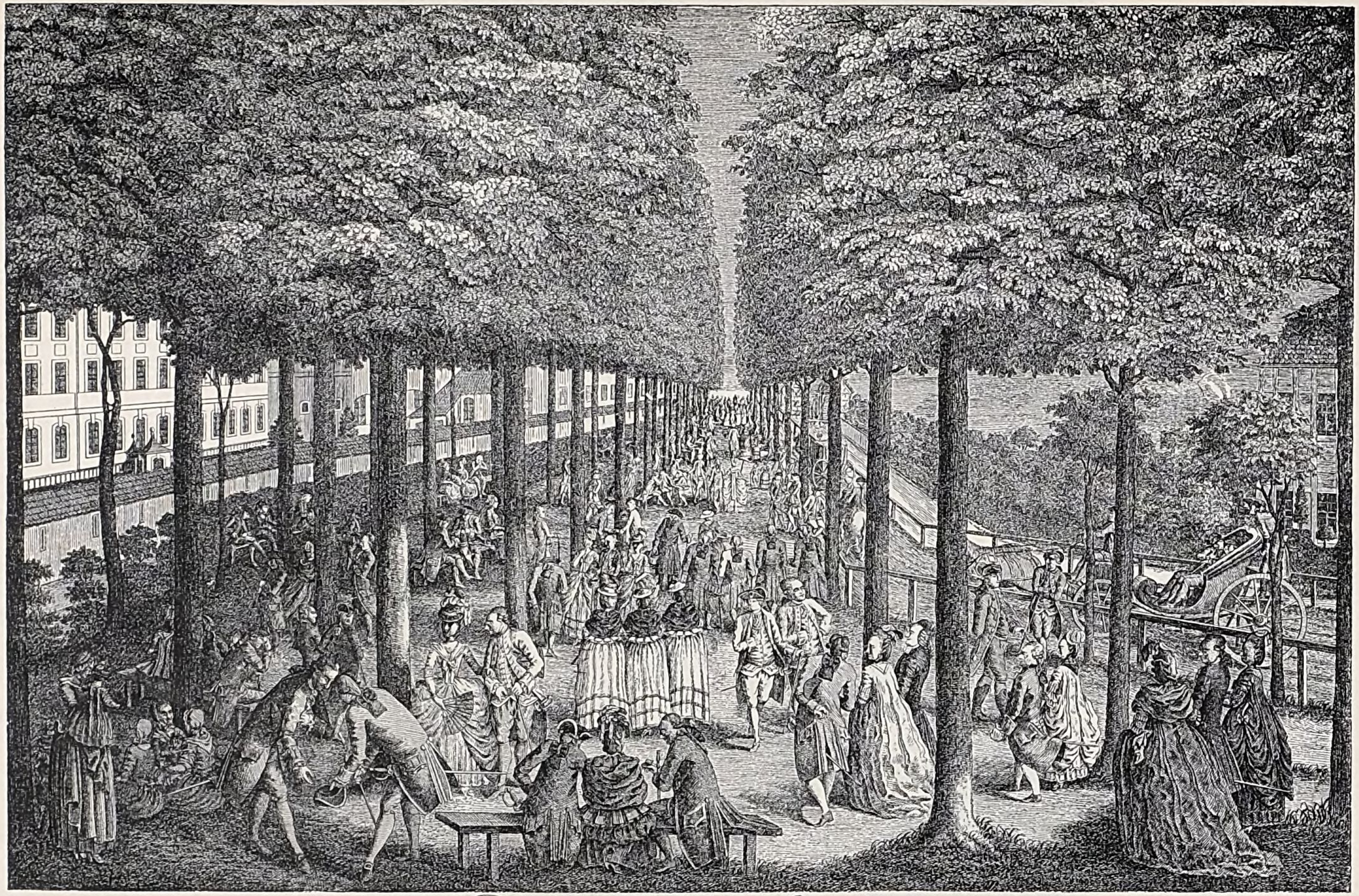
Johann Adam Hiller.
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff.

2*

Gottfried Winkler und Johann Thomas Richter, sodann der als Kupferstichsammler und Kunstschriftsteller bekannte Michael Huber und — wie es scheint die Seele des Ganzen — der durch seine Katalogarbeiten ausgezeichnete Franz Wilhelm Kreuchauf, dem wir einen Einblick in die leider bald nach dem Tode ihrer Besitzer in alle Winde zerstreuten Kunstsammlungen verdanken. Gottfried Winkler, einer alten Kaufmannsfamilie entsprossen (geb. 1731, gest. 1795), Inhaber eines Spezerei- und Wechselgeschäftes, Rats- und Handelsherr, war viel gereist in Deutschland, hatte auch Frankreich, Holland und England besucht und hier, wenn nicht schon Bilderankäufe selbst gemacht, so doch seine Kenntnis in der Kunstgeschichte begründet. Kreuchauf verfaßte den Katalog seiner Sammlung, der unter dem Titel: „Historische Erklärungen der Gemälde, welche Herr Gottfried Winkler in Leipzig gesammlet", mit einer Anzahl von Vignetten nach Oeserschen Zeichnungen von Bause gestochen, würdig ausgestattet 1768 erschien — für die damalige Zeit ein unübertroffenes Muster einer fleißigen und verständnisvollen Arbeit. Die Sammlung, die sich in dem Hause Katharinenstraße Nr. 11 befand und leider sehr beschränkte Räume hatte, enthielt damals 628 Ölgemälde der verschiedensten Schulen, in der Mehrzahl von niederländischen Künstlern, außerdem von Deutschen, Franzosen und Italienern. Natürlich sind die Künstlerbezeichnungen nicht alle einwandsfrei und viele sogar sicher falsch; man darf aber dabei nicht vergessen, daß die Kunstgeschichte der damaligen Zeit einer kritischen Grundlage überhaupt entbehrte, zudem nicht die Mittel besaß, stilistische Untersuchungen vorzunehmen. Außer den Vignetten, von denen wir hier zwei nachbilden, das Innere einer Künstlerwerkstätte, in die man sich Bause selbst oder Meister Stock versetzt denken könnte, und einen Akademiesaal, in dem von jungen Leuten nach dem lebenden Modell gezeichnet wird, hat Bause den Katalog mit einem Kopfe Winklers geziert, der die bezeichnende Unterschrift trägt: Sibi, arti, amicis. Unsere Abbildung auf Seite 18 zeigt das ganze Bildnis



Christian Felix Weiße.
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff.



Promenade de Leipzig
La place de la Barfusspforte jusqu'à la porte de St. Thomas
dessinée d'apres nature, & gravée a l'eau forte par I. A. Rosmæsler à Leipzig 1777.

des liebenswürdigen Mäcens, ein mit allen Reizen farbiger Wirkung ausgestattetes Kniestück von Johann Heinrich Tischbein, das sich gegenwärtig nebst dem Gegenstücke dazu, dem Bildnis von Winklers Gattin, im Besitze des Fräulein Alice Platzmann in Leipzig befindet. Selbstbewußtsein und Entschlossenheit wird niemand dem charaktervollen Kopfe abstreiten können.

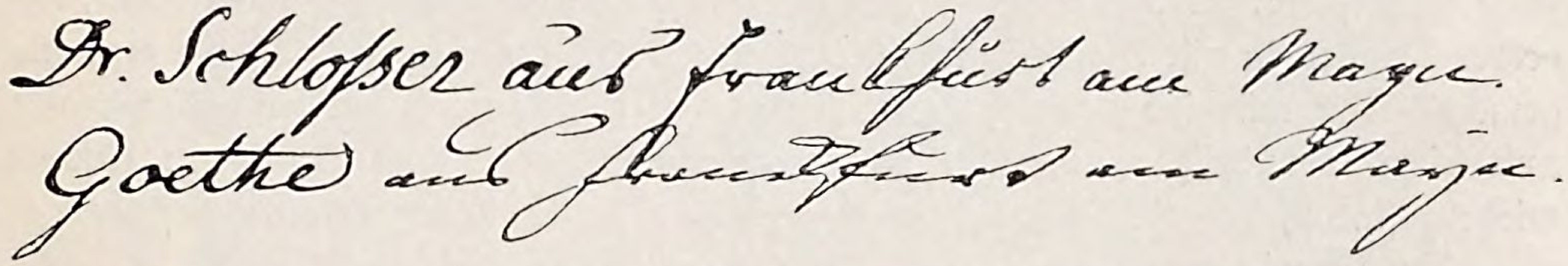
Nicht ganz so bedeutend war das Kabinett von Johann Thomas Richter



Eingang in den Rosenthal.
nach der Natur gezeichnet und gestochen von J. A. Rosmaesler.
in Leipzig

(geb. 1728, gest. 1773), am Thomaskirchhofe gelegen, von dem leider nur die Anfänge eines Katalogs, zweifellos ebenfalls aus Kreuchaufs Feder, vorhanden sind. Der Besitzer hatte die Sammlung vom Vater geerbt, der durch den Handel mit erzgebirgischen Blaufarben reich geworden war; der Sohn hatte sich mit Winkler zusammen auf Reisen begeben, war auch in Italien gewesen und hatte dort Bilderankäufe gemacht. Der Zufall hat das Fremdenbuch erhalten, das zum Einzeichnen der Namen ausgelegt war und neuerdings in den Besitz der Leipziger

Stadtbibliothek übergegangen ist; gleich auf der zweiten Seite begegnen wir da den beiden Namen:


Dr. Schlosser aus Franckfurt am Mayn.
Goethe aus Franckfurt am Mayn.

Der Kreis dieser Kunstfreunde, von denen hier nur zwei der namhaftesten genannt worden sind (u. a. besaß auch Oeser eine ganz ansehnliche Sammlung von Gemälden in der Pleißenburg), ward auf das schönste ergänzt durch die beiden Männer, deren Kennerschaft Goethe so zu rühmen weiß: Michael Huber (geb. 1727, gest. 1804), Lektor der französischen Sprache, „Kupferstichsammler und wohlgeübter Kenner", und vornehmlich Franz Wilhelm Kreuchauf — der „schöne Kreuchauf" genannt, weil er sich mit den schönen Künsten beschäftigte — (geb. 1727, gest. 1803), ursprünglich Kaufmann, dann lediglich seinen Neigungen lebend, „Liebhaber mit geübtem Blick, der als Freund der ganzen Kunstsozietät alle Sammlungen für die seinigen ansehen konnte", für seine Zeit sicher ein Mann von außergewöhnlichen Kenntnissen und nicht nur als Kunstschriftsteller (so schrieb er z. B. „Gellerts Monument von Oeser", „Oesers neueste Allegoriegemälde"), sondern auch als Bühnendichter bekannt; er war der Leiter der „Kunstsozietät", eines auf intime Kreise beschränkten Kunstvereins im kleinen, wo man im vertrauten Beisammensein Kupferstiche und Zeichnungen besah, künstlerische und kunstgeschichtliche Tagesfragen erörterte und so zu wechselseitigem Gedankenaustausch Anlaß gegeben wurde, der den Teilnehmern manche genußreiche Stunde brachte. Aus Dichtung und Wahrheit möchte man schließen, daß auch der junge Dichter, vielleicht durch Oesers Vermittelung, in diesem anregenden Kreise verkehrt hat. Die beiden Silhouetten von Huber und Kreuchauf sind der Ayrerischen Sammlung entlehnt.

Im Mittelpunkte des musikalischen Lebens in Theater, Konzert, Kirche und Schule stand die Person von Johann Adam Hiller (1728—1804), der seit 1763 der Leiter des erneuerten „Großen Konzerts" (der Gewandhauskonzerte) war, später auch Thomas-Kantor, tüchtig als Lehrer, als der er Corona Schröter und Gertrud Schmehling ausgebildet hat. Anton Graff hat für den Buchhändler Reich sein Bildnis gemalt (auf der Leipziger Universitätsbibliothek aufbewahrt), das in seiner ganzen Auffassung ein echtes Musikerporträt ist, wie das achtzehnte Jahrhundert kaum ein zweites kennt: Hiller sitzt vor der Orgel und hat eben einen Accord angegeben, dem sein Ohr zu lauschen scheint. Seine Popularität ist wesentlich mit getragen worden durch einen Mann, der in der ganzen Stadt und auch unter den Studenten außerordentlich beliebt war: von Christian Felix Weiße (1726

bis 1804), Kreissteuereinnehmer, zu seiner Zeit aber berühmt durch seine dramatischen Dichtungen (z. B. „Die Poeten nach der Mode"), besonders durch seine Singspiele, zu denen Hiller anmutige und beliebte Kompositionen schuf, die beider Namen in alle Welt trugen. Nach allen Schilderungen muß Weiße eine ungemein liebenswürdige Natur gewesen sein, „heiter, freundlich und zuvorkommend", und diese Grundzüge seines Wesens meint man auch in dem Graffschen Bildnis wiederzufinden, das ebenfalls sich in der Leipziger Universitätsbibliothek befindet. —

An Spaziergängen in der unmittelbaren Nähe der Stadt fehlte es nicht. Die Promenaden in ihrer jetzigen Anlage und Ausdehnung sind allerdings erst eine Schöpfung späterer Zeit. Doch zeigt schon der Hohmannische Plan, daß die Stadt mit einer Allee umgeben war, die den Leipzigern nach des Tages Arbeit eine Quelle der Erholung und wohl auch der Geselligkeit gewesen ist.

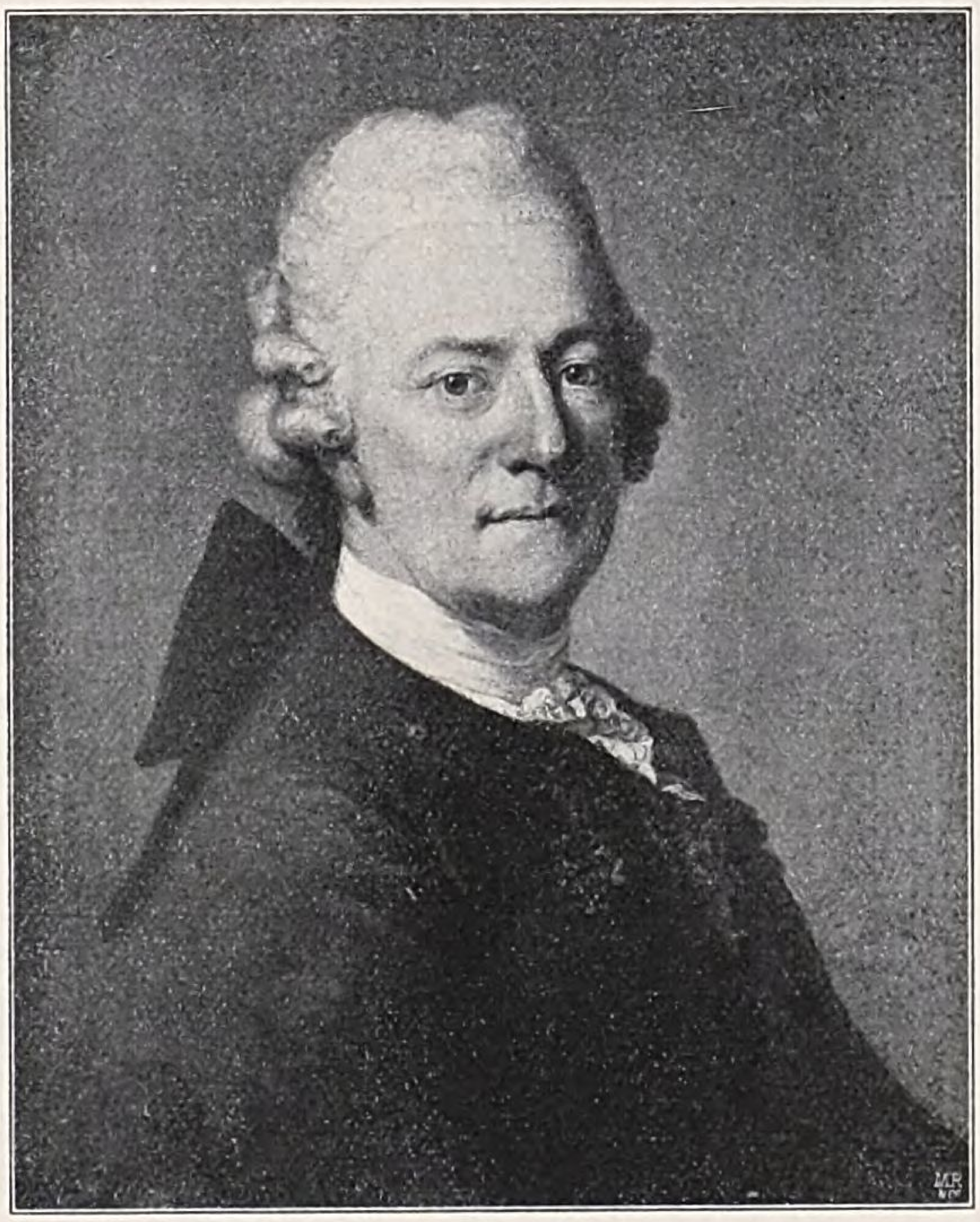
Diese Promenaden mit ihrer ganzen Scenerie beschreibt uns der Verfasser des „Galanten Leipzig" sehr anschaulich, wie folgt: „Die schönen Alleen um die ganze Stadt herum, welche mit vielen Lindenbäumen besetzt, worzu noch in den neuern Zeiten Maulbeerbäume gekommen sind, setzen das Gemüthe in das größte Entzücken. Hier war der eigentliche Sammelplatz von allen Gattungen der Menschen. Vornehme und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte, Reiche und Arme waren hier in unglaublicher Menge versammlet, welches eine hübsche Aussicht verschaffte. In der Entfernung verursachten die verschiedenen Farben der Kleider ein sehr angenehmes Schauspiel. Man konnte daraus urtheilen, daß es in Leipzig sehr bunt zugehen müsse. Ich glaubte die ganze Welt im Kleinen zu erblicken, und die Neigungen vieler Menschen auch hier zu erfahren. Hierinne hatte ich auch gar nicht geirret, weil jeder sich zu einer solchen Gesellschaft hielt, mit welcher er nach seinem Stande ein freundschaftliches Gespräch führen konnte." Goethe selbst gedenkt der neuen Maulbeerpflanzungen in einem Briefe an seine Schwester vom 12. Dezember 1765: „Noch verschiedenes von Leipzig. Man kann sie jetzo die Maulbeerstadt nennen, indem rings herum solche Bäume und Hecken gepflanzet sind, die zwar sehr von den Preusen ruiniret worden, doch aber jetzo wieder soviel als möglich hergestellet sind." Von anderer Seite freilich wird sehr über den Staub geklagt, der die Spaziergänger belästigte. Der besuchteste Teil dieser Allee war jener, der sich vom Barfußpförtchen bis zur Pleißenburg erstreckte; er hieß die „Promenade", und in den Abendstunden besonders war es hier sehr lebendig. Der Leipziger Kupferstecher Johann August Rosmäsler hat in einem als Sitten- wie Trachtenbild ausgezeichneten großen Stich aus dem Jahre 1777 jene Partie in der Gestalt erhalten, wie sie der junge Goethe noch gekannt hat. Es ist wirklich ein Vergnügen, die stutzerhaft gekleideten, elegant frisierten Jünglinge — es sind vermutlich Studenten — mit ihren galanten Verbeugungen, chapeau bas stolzierend, die Herren und Damen der guten Gesellschaft zu beobachten, wie sie miteinander konversieren, sich Artigkeiten sagen oder in Nachdenken versunken allein



Der Kuchengarten in Reudnitz.
Nach einem Aquarell.

vor sich hinschlendern. Von Zeitgenossen wurde behauptet, unter den Promenierenden befänden sich auch dem Namen nach bekannte Leipziger, u. a. neben einigen Professoren die beiden Schwestern Stock, die Töchter des Kupferstechers.

Außer der Promenade luden die „vor dem Thore" gelegenen Gartenanlagen zu genußreichem Verweilen in Gottes freier Natur ein. Wohlhabende Kaufleute betrachteten es als eine Modesache, Luxus zu treiben mit kunstvoll hergerichteten Gärten (es sollen einmal über dreißig gewesen sein), von denen sich eine Anzahl in Plänen erhalten hat, aus denen allein wir indessen den Enthusiasmus Goethes nicht



Philipp Erasmus Reich.
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff.

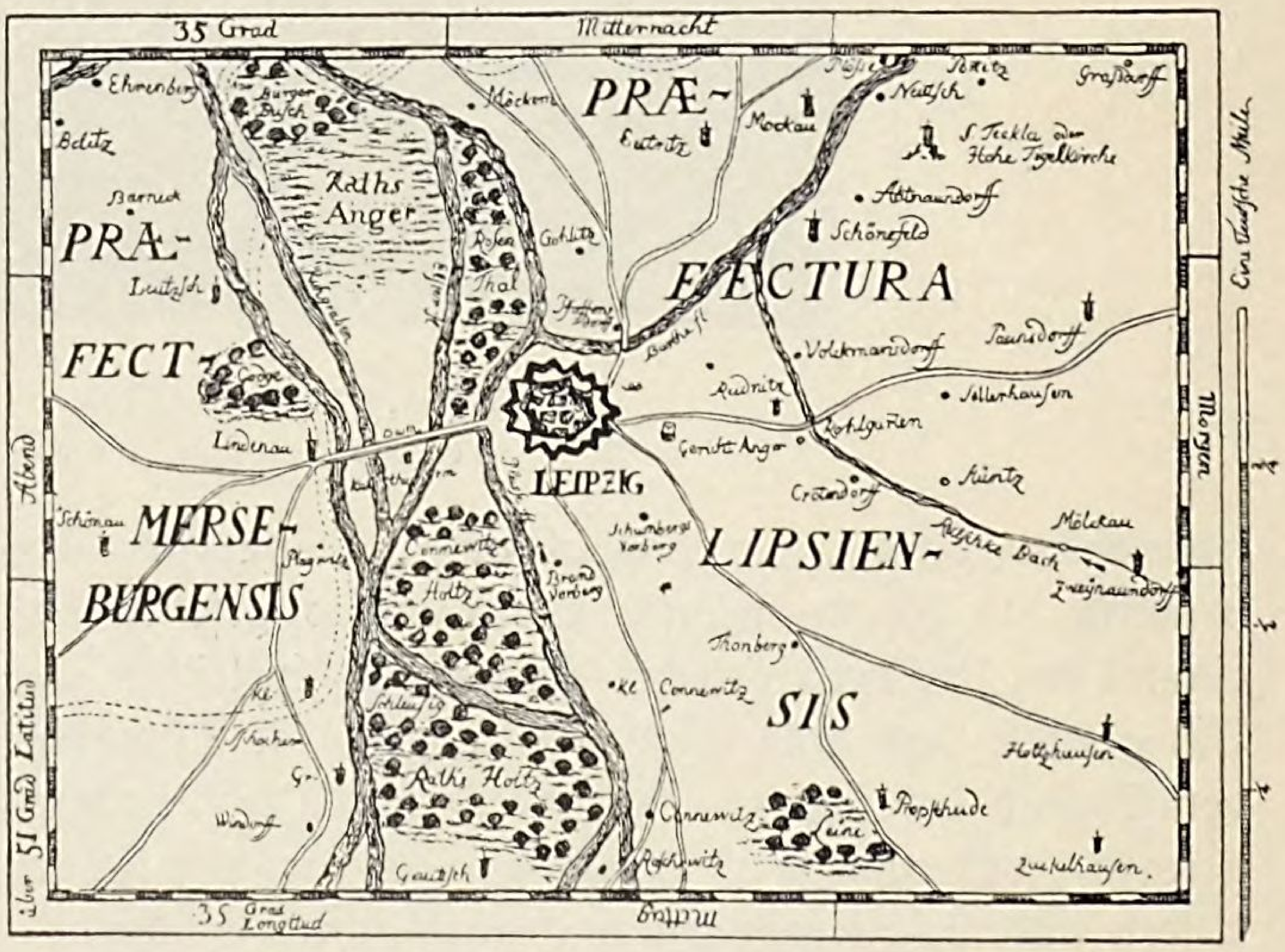
nachfühlen können, der einmal an die Schwester schreibt: „Die Gärten sind so prächtig als ich in meinem Leben etwas gesehen habe, ich schicke Dir vielleicht einmal den Prospeckt von der Entree des Apelischen, der ist königlich (ein Irrtum!). Ich glaubte das erste mahl ich käme in die Elysischen Felder." Der Garten, in der Gegend der jetzigen Dorotheen- und Promenadenstraße, im Westen der Stadt gelegen, war zum Teil in Form eines großen Fächers angelegt mit zahlreichen Alleen und Spaziergängen in französischem Geschmack. Der Besitzer war derselbe Handelsherr, dem das Apelische Haus am Markte gehörte.

Von demselben Rosmäsler und aus dem nämlichen Jahre wie das Promenadenbild stammt der „Eingang in den Rosenthal“, eine Ansicht des bekannten Stadtwaldes, dem Zachariä in seinem „Renommisten“ folgende Verse gewidmet hat:

Da, wo vor Ranstädts Thor der krummen Pleiße Wellen
Mit stillem, sanftem Lauf an grüne Küsten schwellen,
Liegt ein berühmter Hain, den schon die graue Zeit,
In angenehmer Nacht, den Liebenden geweiht.
Man hat den heil'gen Wald das Rosenthal genennet;
Und welches Mädchen ist, das diesen Ort nicht kennet?
Hier sieht auf ihrer Flut die Pleiße Gondeln gehn,
Die unter Spiel und Scherz und blasendem Getön'
Von dem beschilften Rand auf Gohlis freudig eilen,
Wo den Geschmack Musik und Tanz und Kuchen theilen.
Hier thürmet sich das Grün der Eichen in die Höh';
Dort wird der Buchen Laub zur schattigen Allee;
Und dort sucht hellgrün Gras durch seine lichten Flächen,
Des dunklen Lindengangs Schattirungen zu brechen.

Zu Goethes Zeit war indessen das Rosenthal bei der anständigen Welt noch nicht in dem Maße in Aufnahme, wie es später der Fall wurde. Für Naturschwärmer hat es natürlich schon damals seinen Reiz gehabt. Es ist bekannt, wie Gellert, der für seine Person die Erlaubnis hatte, auf den Wegen reiten zu dürfen, auf seinem geschenkten Rosse dort Erholung in freier Luft suchte und der junge Goethe sich zu stimmen suchte und auf „poetisches Wildpret“ ausging, daß aber „in dem wirklich herrlichen Rosenthale zur besten Jahrszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen“.

Mit dem Rosenthal haben wir bereits die Umgebung Leipzigs betreten, die dem, der sich nicht einfach auf einen Spaziergang „ums Thor“ beschränkte, zu mancherlei Vergnügungen, leiblichen Genüssen und zu allerlei Kurzweil einlud. Wie heutigentages noch, bot sich da den Studenten Gelegenheit, akademische Bräuche zu üben, und man fand Anlaß genug



Leipziger Studenten-Geographie.

zu Ausgelassenheit, zu harmlosen Späßen und zum Kommersieren. In gewissen Kreisen der Studentenschaft war Kaffee damals ein bevorzugter Trank und Kuchen eine beliebte Speise. In Zachariäs „Renommisten“ ist Gohlis „das Land süßer Kuchen“; berühmter aber noch ist der auch von Goethe besuchte Kuchengarten in den sog. Kohlgärten in Reudnitz, östlich von Leipzig, der jahrelang von dem Kuchenbäcker Samuel Händel zur größten Zufriedenheit des Publikums und der „Kuchenmusen“ bewirtschaftet wurde. Wir sahen, daß diesem Kuchengarten gegenüber Goethe wohnte, wenn zur Messe seine Wohnung anderweit vermietet war. Der Verfasser des „Galanten Leipzig“ beschreibt ihn also: „Der vornehmste Ort, wo sich die Meisten hinverfügten, war ohngefähr eine kleine halbe Stunde von der Stadt abgelegen; er wurde das Kuchenhaus genennet. Es ist dieses ein Haus, woran sich ein Garten mit vielen Sommerlauben befindet, und es wird in diesem Hause Kuchen, Caffee, Bier, Taback und Pfeifen verkauft; man kann dabey ohne Entgeld sich in dem Garten vergnügen, welcher aber freylich nicht nach der Kunst angelegt ist. Hier sind unterschiedene Leute beysammen, die sich ganz wohl mit einander vertragen sollen: wenn man das erstemal an diesen Ort kommt, so scheint es, als ob Jahrmarkt da gehalten würde, oder als wenn ein Edelmann Hochzeit hielte und sich mit seinen Gästen auf eine grüne Wiese oder in den schattigen Wald verfügt hätte, um daselbst dem unschuldigen Spiele der Bauern, die er auf seine Kosten tractirt, zuzusehen.“ Hier war es, wo Goethe seinen mit allerhand Bombast und mit klangreichen Machtworten ausstaffierten Hymnus auf Händel, eine Parodie auf den Stil des Professors Clodius, an die Wand schrieb. Unsere Abbildung giebt ein Aquarell im Besitze des Vereins für die Geschichte Leipzigs wieder. Dem Namen nach besteht die Wirtschaft jetzt noch, doch hat sich sonst alles geändert, natürlich auch die landschaftliche Umgebung, und erst vor kurzem ist der Teich, den man links sieht, zugeschüttet worden.

Über Reudnitz und den Kuchengarten führte unsern Dichter öfters auch der Weg nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Sellerhausen, wo „der Fürst der Leipziger Buchhändler“, wie er allgemein hieß, oder „der erste Buchhändler der Nation“, wie ihn Wieland einmal genannt hat, Philipp Erasmus Reich (geb. 1717, gest. 1787) ein Landgut besaß, das er im Sommer bewohnte. Reich war Geschäftsführer und seit 1762 Mitinhaber der Weidmannischen Buchhandlung, vornehm als Geschäftsmann und groß als Organisator im Buchhandel. In seinem Hause verkehrten die Leipziger Schöngeister und Künstler, er war es auch, der sich namentlich von Graffs Meisterhand eine Gallerie von Freunden und zeitgenössischen Berühmtheiten malen ließ. Auch sein eignes Bildnis hat der befreundete Künstler gemalt: es ist eines der schönsten Werke, die sein Pinsel geschaffen hat. Goethe hat nicht nur in Leipzig viel in seinem Hause verkehrt, sondern auch nachmals namentlich wegen Lavaters Physiognomik mit ihm in freundlicher Be-

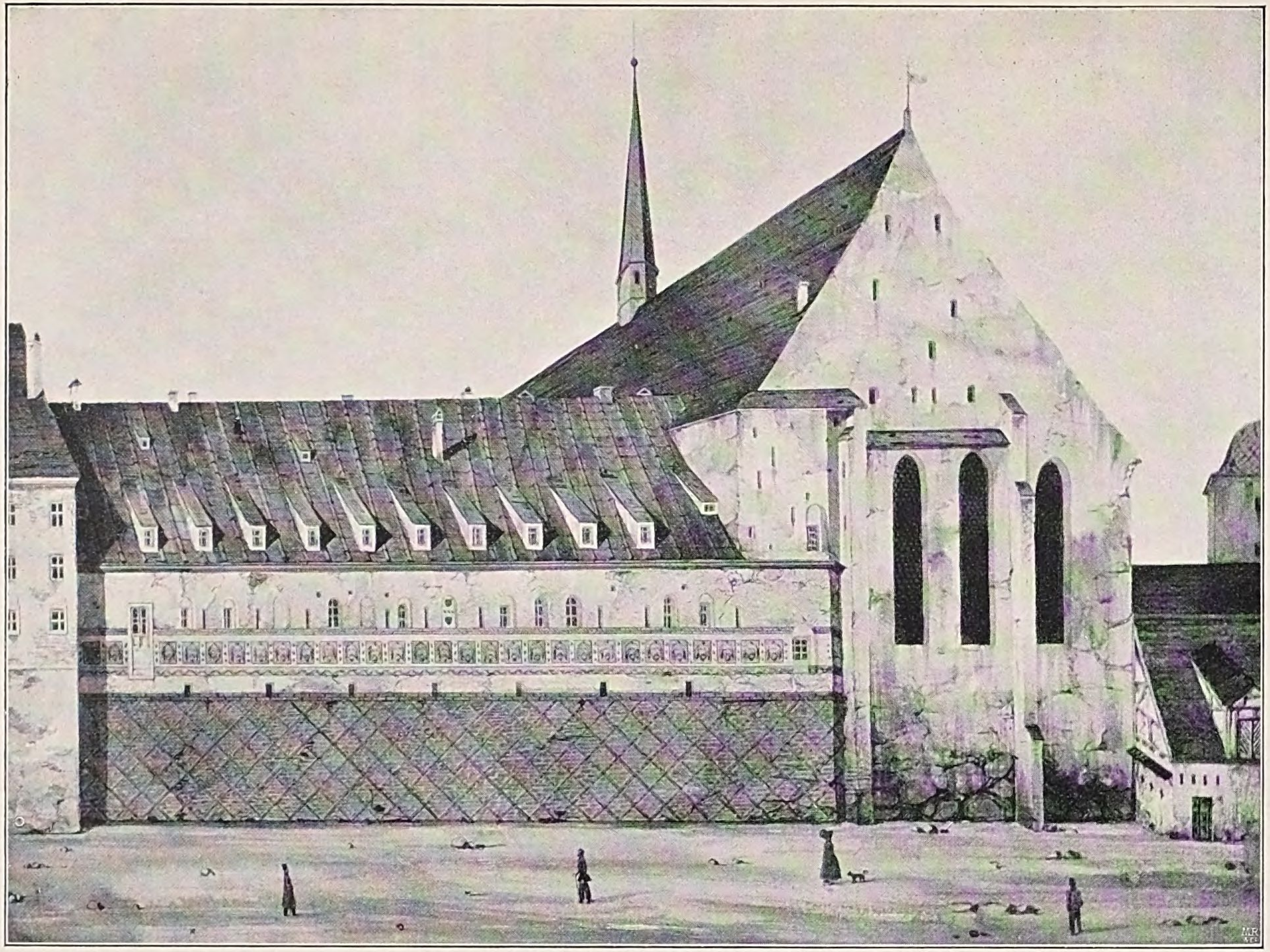
ziehung gestanden. Ein Fußweg, den der Dichter auf der Reudnitzer Flur öfters gewandert sein soll, der jetzt aber lange verschwunden ist, hieß später der „Poetenweg“.

Die in der näheren und weiteren Umgebung von Leipzig liegenden „Bierdörfer“, wie sie der Student des neunzehnten Jahrhunderts nennen würde, verzeichnet eine mit kurzen Versen versehene, die Güte der Wirtschaften launig charakterisierende kleine Landkarte, die „Leipziger Studenten Geographie“, ein, wenn man sich so ausdrücken darf, praktischer Ratgeber für eben angekommene Musensöhne, denen nach einem unter der Karte angebrachten Gedicht eingeschärft werden soll:

> Die Lage einer fremden Gegend kennen,
> Der Städte Pracht und ihre Nahmen nennen
> Ist nichts, ist bloße Theorie;
> Allein, in Städten hübsche Mädchen küssen,
> Des Dorfes Bier und seine Stärke wissen,
> Ist practische Geographie.

Nach Wustmann ist es ein Scherz, der in den siebziger Jahren in den Studentenkreisen beliebt war; erfunden war er von einem Studenten Werner, der ihn einem Freunde ins Stammbuch gezeichnet hatte; er wurde viel weiter verbreitet, dann in Kupfer gestochen, kam 1773 in den Handel, wurde aber von der Bücherkommission konfisziert. Goethe wird ihn wohl gekannt haben. Die Erläuterungen sind allerdings teilweise so persönlicher Art, daß gegen den Herausgeber die Studenten wohl sehr dankbar, die Inhaber der Wirtschaften dafür aber sehr aufgebracht gewesen sein dürften.





Das Paulinum und die Paulinerkirche von Osten.

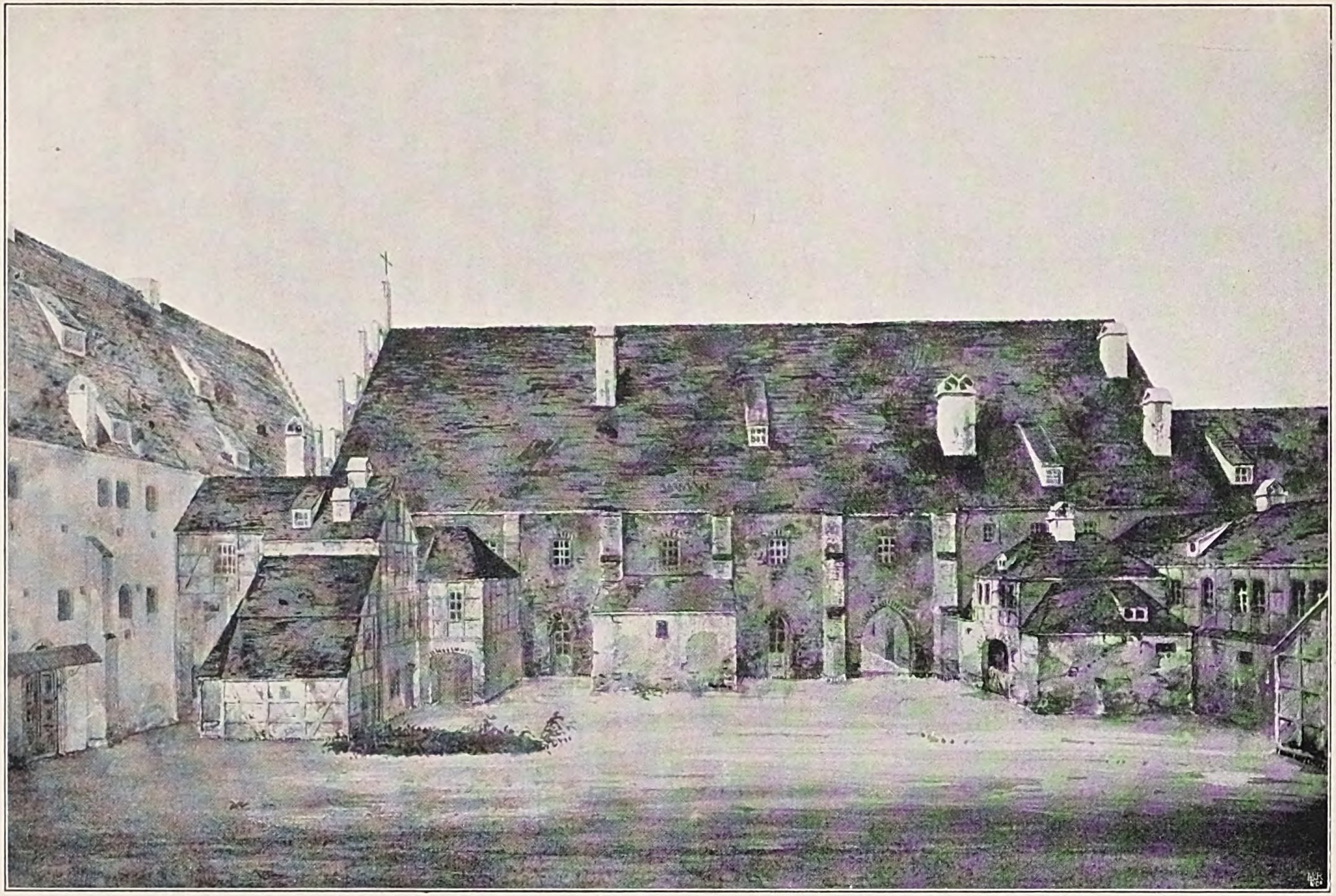
III.

Die Universität und ihre Verwandten.

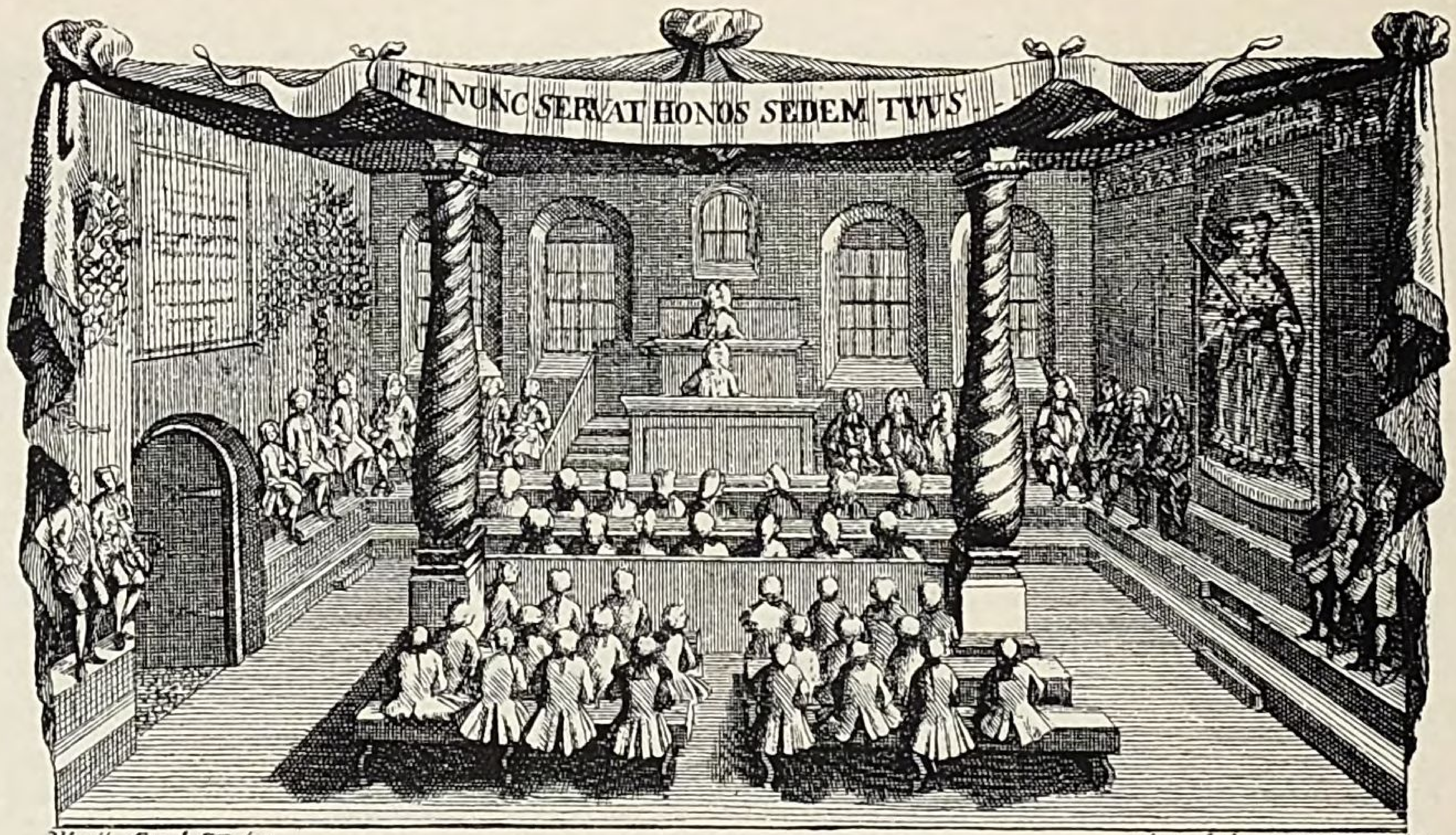
Der große Häuserkomplex, den wir jetzt vielfach schlechthin die „Universität" nennen — das unregelmäßige Vieleck, das von dem Augustusplatze, der Grimmischen, Universitäts- und der an der ersten Bürgerschule hinführenden Straße begrenzt wird — hat sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts mehrere Male von Grund auf verändert. Die erste bedeutende Umgestaltung ging zu Anfang der dreißiger Jahre vor sich, als den dringenden Bedürfnissen der Zeit entsprechend ein Teil der alten Klostergebäude abgebrochen wurde, das alte Paulinum vom Boden verschwand und an seiner Stelle nach Schinkels Plänen der das „Augusteum" genannte Neubau mit seiner Front dem Augustusplatze zu errichtet wurde. Nachdem dann im Laufe der nächsten Jahrzehnte die Häuserreihe auf der Grimmischen Straße von dem sog. Fürstenhause an bis an das Thor, wo das Café Français steht (das einzige Haus, das nicht mehr der Universität gehört, sondern Privatbesitz ist), auch in dem sog. Paulinerhofe mehrfach Veränderungen, z. B. durch Errichtung des nach einem früheren Universitätsrektor Börner genannten Bornerianum vor sich gegangen waren, fand die jüngste und gründlichste Umgestaltung in dem letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts statt. Nach Plänen und unter Leitung des Baurats Arwed Roßbach erhielt das beinahe schmucklose Augusteum eine neue, künstlerisch ausgebildete Fassade, ebenso die Paulinerkirche, die auch im Innern restauriert wurde; endlich aber wurden die alte, noch aus der Klosterzeit stammende Bibliothek im Hofe, das erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts erbaute Senats- und Konviktsgebäude und ein großer Teil der Häuserreihe an der Universitätsstraße abgebrochen und durch Neubauten ersetzt, die nicht nur höchst zweckmäßig sind, Luft und Licht freien Zutritt lassen, sondern auch als Werke künstlerischer Architektur Anspruch auf Bedeutung machen. So hat denn die Universität beinahe ein ganz neues Gesicht erhalten. Freunde vergangener Zeiten mögen bedauert haben, daß der altertümliche Kreuzgang mit seinen verblichenen

Wandbildern den Neubauten zum Opfer fiel, aber man mußte sich doch sagen, daß auch die Gegenwart ihr Recht hat und das Alte aus vielen Gründen nicht mehr zu halten war. An die alte Zeit, an jene Jahre, in denen der junge Dichter in Leipzig verweilte, erinnert jetzt nur noch die Paulinerkirche; aber wie gesagt: auch sie hat mehrfach ein neues Gewand erhalten, wenn man den heutigen Bau auch auf jeder alten Abbildung sofort wiedererkennt.

Wenn wir versuchen, das alte Quartier, wie es bis in dieses Jahrhundert hinein bestanden hat, vor unseren Augen wiedererstehen zu lassen, so muß zunächst daran erinnert werden, daß die Universitätsgebäude ursprünglich die Räume des Dominikanerordens oder, wie die Ordensbrüder in Leipzig hießen, der „Pauliner" (da das Kloster dem Apostel Paulus geweiht war) gewesen sind. Nach Einführung der Reformation war das Kloster vom Herzog Moritz der Universität geschenkt worden; es wurde in den Jahren 1543 bis 1546 durch den Rektor Kaspar Börner vollständig umgebaut und für die Zwecke der Universität hergerichtet. Im wesentlichen haben sich die damals umgestalteten Bauten, die schlechthin den Namen „Paulinum" führten, bis zum Jahre 1830 erhalten gehabt. Von dem Häuserviertel geben wir hier drei Abbildungen wieder, denen farbige Zeichnungen von Geißler zu Grunde liegen, die im Universitätsrentamt und im Rektoratszimmer der Universität aufbewahrt werden. Das an die Paulinerkirche nach links angrenzende Gebäude war das Paulinum; ursprünglich das Schlafhaus der Mönche, dann Wohnungen für die Studenten enthaltend, grenzte es direkt an die Stadtmauer an, ist also hier von der Rückseite gesehen. Es war ein Backsteinbau, dessen untere Hälfte durch schräglaufende Streifen von grünen glasierten Ziegeln netzartig geschmückt war. Darüber zog sich ein Fries hin, in dessen Feldern sich, ebenfalls aus grünem glasierten Thon, Christusköpfe als Schmuck befanden. Der Schmutz dieses fünfzig Stuben und Kammern enthaltenden Gebäudes, teilweise auch die Unreinlichkeit seiner Bewohner, Feuchtigkeit und schlechte Luft sollen jeder Beschreibung gespottet haben. Hinter dem Paulinum lag ein Hof, ebenfalls ein Teil der Klosteranlage, der „man aber nach und nach so viele Zwischen- und Nebengebäudchen angehängt hat, daß es Mühe kostet, jene herauszufinden". Quer vor lag das sog. Mittel-Paulinum, das im Jahre 1845 durch ein Stockwerk erhöht und auch sonst mehrfach umgestaltet wurde. In dem Durchgang, von wo aus man zu den Räumen der Universitätsbibliothek gelangte, befanden sich die alten, früher aber übertünchten mittelalterlichen Wandmalereien. Die dritte Ansicht zeigt uns einen Blick auf die Paulinerkirche von der Grimmischen Straße, also von Norden aus; rechts gewahrt man noch einen der schönen Renaissanceerker des Fürstenhauses, links am Rande das Grimmische Thor etwa an der Stelle, wo jetzt das Café Français liegt. Zwischen der Kirche und der Grimmischen Straße lag ein kleiner Friedhof mit Grüften und Grabsteinen; hier wurden die „Universitäts-Verwandten" bis in die Mitte des achtzehnten Jahr-



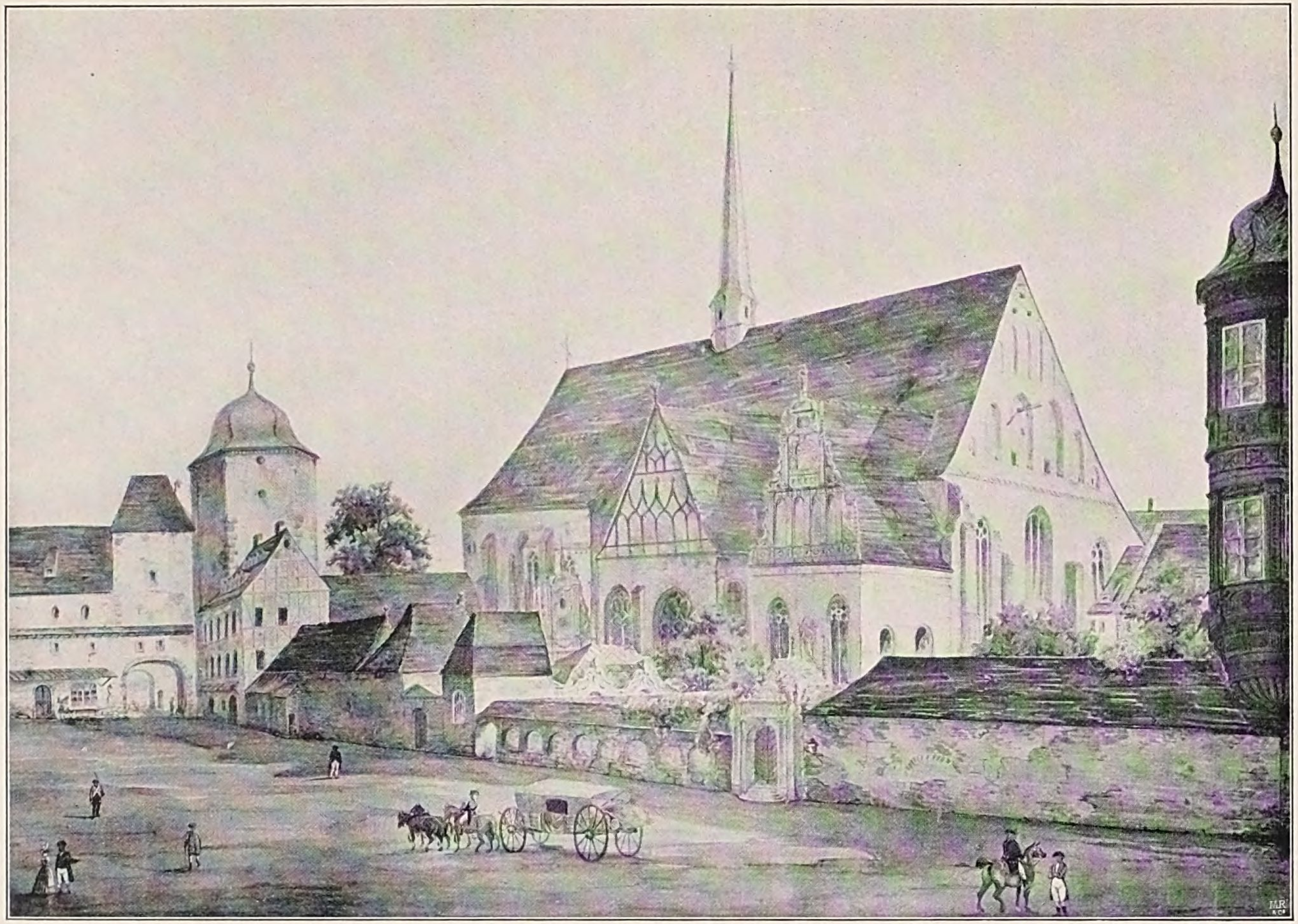
Das sogen. Mittel-Paulinum von Osten.



Der Hörsaal der Juristenfakultät.

hunderts beigesetzt. Die schönen Seitenkapellen mit den hohen Giebeln wurden im neunzehnten Jahrhundert abgebrochen, als das an der Straßenflucht stehende sog. Mauricianum erbaut wurde. Bei der durchgreifenden Veränderung, die die Universität in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts erfuhr, verschwand auch das Grimmische Thor. Nach allen diesen Umgestaltungen erinnert heutzutage eigentlich nur noch die Paulinerkirche mit ihrem steilen Dache und dem beinahe zum Wahrzeichen gewordenen Dachreiter an vergangene Jahrhunderte.

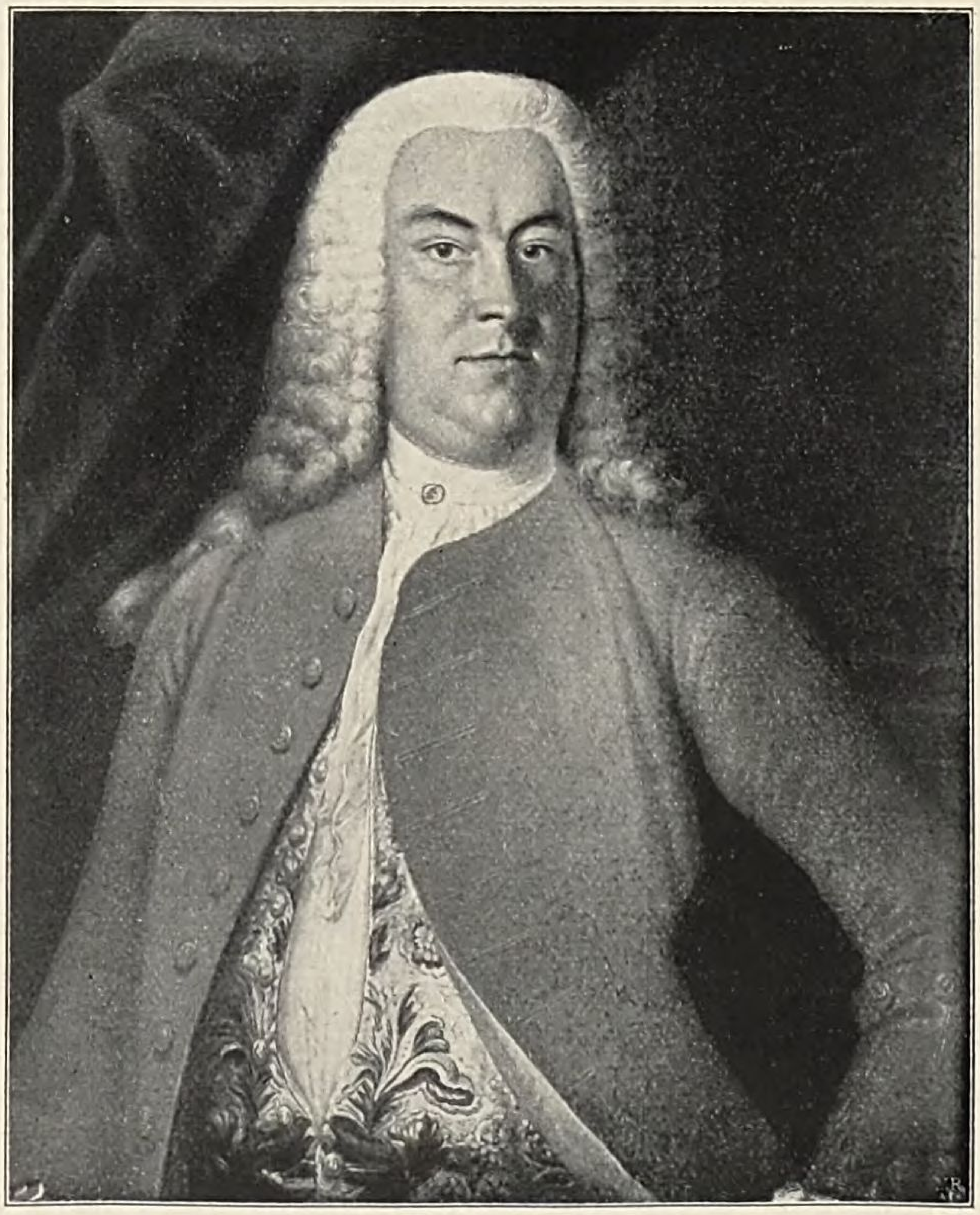
Die Universität war aber und ist noch heutigentages keineswegs auf das beschriebene Häuserviertel beschränkt. Die ältesten Universitätsgebäude, die von Kurfürst Friedrich dem Streitbaren 1409 den aus Prag nach Leipzig übergesiedelten Professoren und Studenten überwiesen wurden, befanden sich wie zum Teil jetzt noch auf der Ritter- und Petersstraße. Zu ihnen kamen im Laufe der Zeit noch andere Kollegiatsgebäude hinzu. Die einzelnen Fakultäten waren zur Zeit, als Goethe in Leipzig studierte, folgendermaßen untergebracht: das theologische Auditorium befand sich im sog. Paulinerkollegium am alten Neumarkt (der jetzigen Universitätsstraße); im Hofe dahinter, also auf dem Grund und Boden des jetzigen Universitätshofes, lagen der botanische Garten und das anatomische Theater; das medizinische im sog. „Schwarzen Brett", dem großen Fürstenkollegium an der Ritterstraße, ebendaselbst das philosophische, und das juristische endlich im Petrinum an der Petersstraße. Dieses Auditorium wurde im Jahre 1773 durch ein neues ersetzt. Das alte, in dem Goethe noch gesessen, ward aber als sehr stattlich gerühmt. Der Saal wurde in der Mitte von zwei Säulen getragen; an den Wänden, an denen Fürstenporträts und die sog. arbores (Stammbäume, die die Verwandtschaft nach Agnaten und Kognaten bildlich



Das Grimmische Thor und die Paulinerkirche von der Grimmischen Straße aus.

darstellten) angebracht waren, standen auf erhöhtem Podium die Bänke. Nur erlauchte und graduierte Personen durften dort sitzen, wie noch 1770 mit Androhung scharfer Strafe, unter Umständen der Relegation, in Erinnerung gebracht wurde. In den unteren, nicht erhöhten Reihen saßen die Studenten, und zwar auf Stühlen, die sie bezahlen mußten; daraus möchte man schließen, daß sie mehr „zuhörten" und „nicht so unsinnig nachschrieben", wie einmal den Angehörigen der theologischen Fakultät vorgeworfen wird, obschon Goethe sich rühmt, daß er anfangs einen hartnäckigen Fleiß im Nachschreiben entwickelt habe. Hier fanden auch die juristischen Promotionen und die diesen vorhergehenden Disputationen statt. Goethe hat sich an ihnen beteiligt, was ihm wichtig genug war, um, wie er schreibt „bey seinem ersten öffentlichen Eintritt in die Akademische Welt nicht zu stolpern, sich mit ziemlicher Behutsamkeit darauf vorzubereiten". Es war im Mai 1767, als sein Freund Christian Gottfried Hermann seine Thesen zu verteidigen hatte. Unsere Abbildung, die genau der Beschreibung entspricht, stellt das Innere dieses juristischen Hörsaales in einer von dem Leipziger Kupferstecher Sysang gestochenen Vignette dar, die sich in dem 1741 zur Säkularfeier der Einweihung des Saales von dem damaligen Ordinarius Rechenberg verfaßten Einladungsprogramm befindet. Die Bibliothek endlich, wie wir sahen im sog. Mittel-Paulinum, die damals gegen 12000 Bände, daneben aber eine ganze Anzahl von Gemälden, die sie jetzt noch bewahrt, sowie von „Curiositäten" besaß, war auf zwei Säle, einen Bücher- und einen Lesesaal beschränkt. Sie diente aber zu Zeiten auch für Vorlesungen. Zu den Unterhaltungen nämlich, die man dem Hofe und besonders dem Kurfürsten bot, der oft zur Messe kam und sich huldigen ließ, gehörte es, daß Professoren ihm in der Bibliothek Vorträge hielten oder vor ihm Experimente machten — „und das muß man doch auch hören", schreibt Goethe an Cornelia. — Mag der junge Goethe auch, da er eigentlich von keiner der Vorlesungen, die er belegt hatte, befriedigt war, nur anfangs „emsig und treulich" in die Hörsäle und später nur selten in das Bereich der genannten Universitätsgebäude gelangt sein, so durften sie doch schon, man möchte sagen, wegen des landschaftlichen Hintergrundes, auf dem sich die Zeit seiner Leipziger Studienjahre abgespielt hat, nicht unerwähnt bleiben.

Das Kollegium der Professoren bestand in der juristischen Fakultät aus fünf, in der philosophischen aus neun Ordinarien; außerordentliche Professoren besaß jede Fakultät. Die Herren machten zuerst einen großen Eindruck auf den wenige Tage alten Studenten. „Sie können nicht glauben", so heißt es in einer Nachschrift an den Vater in einem Briefe an Cornelia, „was es eine schöne Sache um



Johann Christoph Gottsched.
Nach einem Ölgemälde von Hausmann.

einen Professor ist. Ich bin ganz entzückt gewesen, da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah." Zwei Jahre darauf hat er sich eines andern bekehrt: „Die Narren schwätzen im ersten Buche (der Institutionen) einem zum Ekel die Ohren voll und die letzten da wissen sie nichts."

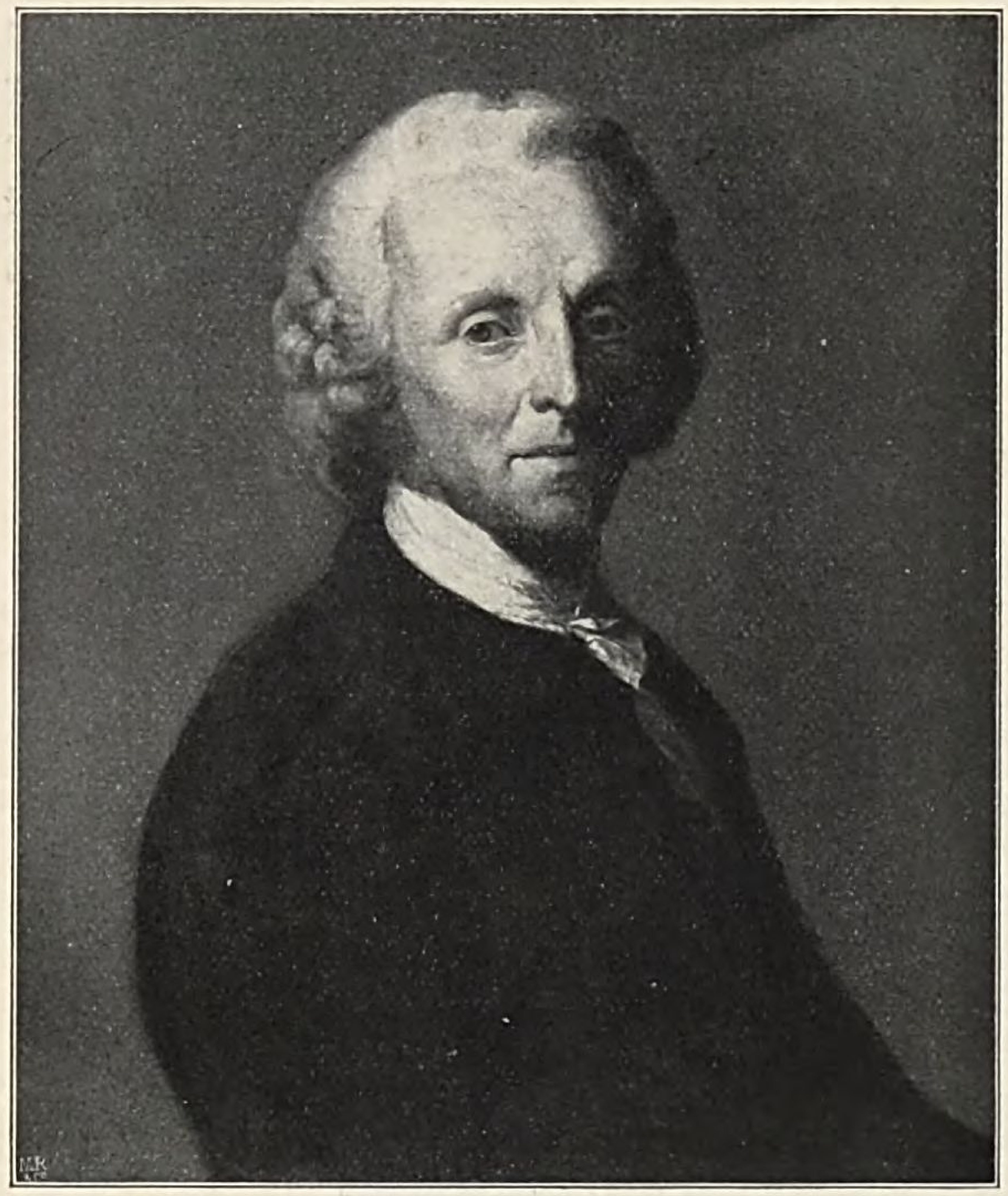
Von den akademischen Lehrern, die Goethe kennen lernte oder hörte, war jedenfalls Magister Johann Christoph Gottsched (geb. 1700), damals schon seit

über vierzig Jahren in Leipzig, der berühmteste — wenigstens gewesen. Denn sein Ansehen war stark im Erbleichen, und nur als gefallene Größe lernte ihn der junge Dichter kennen, als er ihn mit Schlosser besuchte. Die komische Situation mit der großen Allonge-Perücke, wegen der er seinen Diener ohrfeigte, wird nicht dazu beigetragen haben, bei den Besuchern die Ehrfurcht vor dem eingebildeten,



Luise Adelgunde Viktoria Gottsched, geb. Kulmus.
Nach einem Ölgemälde von Hausmann.

herrschsüchtigen alten Herrn zu vermehren. Goethe gedenkt denn auch seiner fast nur mit Hohn und Spott. Indessen imponierend wirkte doch seine Erscheinung, wegen der bekanntlich die Werber für die Riesengarde König Friedrich Wilhelms I. ihn einst mit lüsternen Augen betrachtet und verfolgt hatten. Recht lustig beschreibt ihn Goethe poetisch in einem Briefe, den er bald nach seiner Ankunft in Leipzig an Freund Riese nach Frankfurt richtete:



Christian Fürchtegott Gellert.
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff.

Gottsched ein Mann so groß alß wär
er vom alten Geschlechte
Jenes der zu Gath im Land der
Philister gebohren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum
Eichgrund hinabkam.
Ja so sieht er aus und seines Cörper-
baus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze
Parisische Schue
Wollt ich recht ihn beschreiben; so müßt
ich mit einem Exempel
Seine Gestalt dir vergleichen, doch
dieses wäre vergebens.
— — — — — — — — — —
Ich sah den großen Mann auf dem
Catheder stehn,
Ich hörte was er sprach und muß es
dir gestehn.
Es ist sein Fürtrag gut, und seine
Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch steht
er gleich den Riesen,
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte
man ihn nicht
So wüßte man es gleich weil er steets
prahlend spricht.

Zu diesem Eindruck ungefähr gelangt man auch, wenn man das in der Leipziger Universitätsbibliothek aufbewahrte, von einem weniger bedeutenden Leipziger Porträtisten, Elias Gottlob Hausmann, herrührende Bildnis betrachtet, das ihn allerdings in seinen besten Jahren darstellt, um beinahe zwanzig Jahre jünger, als ihn Goethe kannte. Es ist ein stattlicher Mann, den wir hier sehen; er trägt einen graublauen Rock, reichgeblümte, feine Weste, große Perücke, den Dreispitz unter dem Arm; alles läßt auf gewaltige Körperkraft schließen, aber daneben auch auf ein Maß von Stolz und dünkelhafter Eitelkeit, wie sie seinen Zeitgenossen nur zu gut bekannt waren. Seine berühmte Lebensgefährtin Luise Adelgunde Viktoria, geborene Kulmus (geb. 1713), war bereits im Jahre 1762 gestorben. Gottsched hatte sich über ihren Verlust zu trösten gewußt und trotz seines Alters nochmals gefreit. „Du weißt doch er hat eine Frau. Er hat wieder geheurathet, der alte Bock! Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand geht mit ihm um.“ Trotzdem Goethe die erste Gattin nicht kennen gelernt hatte, geben wir hier doch eine Nachbildung ihres ebenfalls auf der Leipziger Universitätsbibliothek befindlichen Porträts, eines Gegenstückes zu dem ihres Mannes, weil beide Persönlichkeiten im Grunde genommen unzertrennlich sind und dieses Bildnis thatsächlich eine aus-

gezeichnete Schöpfung ist. Es stammt ebenfalls von Hausmann und ist vermutlich auch gleichzeitig mit dem des Gatten entstanden: eine blühende, üppige Frau mit lebhaften Farben, Frohsinn und Intelligenz in den Mienen, Blumen im Haar und am Busen, in blauem Kleide, eine nicht minder stattliche Erscheinung wie ihr Gatte. Dieser starb übrigens am 12. Dezember 1766; Goethe erwähnt aber den Todesfall mit keinem Worte.

Grundverschieden in Charakter, Wesen und Statur war der fromme Liederdichter Christian Fürchtegott Gellert (1715—1769). Er ward von allen, die ihm näher getreten oder ihn auch nur in seinen Liedern und Fabeln kennen gelernt hatten, geliebt und verehrt, und seine Popularität war weit über Leipzigs Weichbild hinaus groß und unbestritten. Goethe beschreibt ihn uns als nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, einen feinen Mund, und ein gefälliges Oval des Gesichts. Sein Bildnis war allbekannt und in Stichen aller Art, die aber sämtlich die Feinheit seines charaktervollen Kopfes nicht wiedergeben, weit verbreitet. Die meisten dieser Porträtstiche gehen auf das wundervolle Originalgemälde Anton Graffs zurück. Der gefeierte Dresdner Meister hatte von dem Leipziger Verlagsbuchhändler Philipp Erasmus Reich den Auftrag erhalten, eine Anzahl berühmter Zeitgenossen zu porträtieren; im ganzen sind es sechsundzwanzig Brustbildnisse, die Graff für Reich malte. Sie gingen nach Reichs Tode in den Besitz der Universitätsbibliothek über und gehören mit zu den bedeutendsten Meisterwerken der deutschen Porträtkunst des achtzehnten Jahrhunderts. Gellert war einer der ersten, die gemalt wurden: sein schönes Bildnis, von dem eigenhändige Wiederholungen des Künstlers in den Gallerien zu Dresden und Weimar sowie im schlesischen Museum der bildenden Künste zu Breslau vorhanden sind, entstand noch in Gellerts Todesjahre 1769. Vergleicht man Goethes Worte mit ihm, so



Christian Fürchtegott Gellert.
Nach einem Relief von A. F. Oeser.

klingen diese in ihrer Übereinstimmung Zug für Zug fast wie eine Erklärung, die der Dichter zu dem Kunstwerk habe geben wollen. Ebenfalls aus Gellerts letzten Lebensjahren, wenn nicht gar erst aus der Zeit nach seinem Tode, stammt ein kleines Marmorrelief von Adam Friedrich Oeser, ehemals im Besitze von Oesers Familie, jetzt im Leipziger Museum. An Vornehmheit in der künstlerischen Auffassung steht es Graffs Bildnis ziemlich nach: der ganze Kopf, dessen Mund so viel Lebensweisheit verkündet hatte, erscheint philiströs und zu greisenhaft im Hinblick darauf, daß Gellert mit vierundfünfzig Jahren schon gestorben ist. Vielleicht ist das Porträt nach einer Totenmaske gearbeitet worden und diente als Vorläufer für das Relief, mit dem im Jahre 1774 Oeser Gellerts Grabmal geschmückt hat.



Gottlob Böhme.
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff.

In nähere Berührung als zu Gellert, dessen frommkirchliche Sinnesweise und Katechisation dem jungen Studenten nicht nach Geschmack waren, trat Goethe zu dem Hofrat Johann Gottlob Böhme (1717—1780) und zu dessen Gattin, einer feingebildeten Dame, die mit ihren Anstandslehren, gesellschaftlichen Formen und auch durch ihr Glaubensbekenntnis in litterarischen Dingen sich eines bedeutenden Einflusses zu erfreuen hatte. „Ein kleiner, untersetzter, lebhafter Mann", so wird Böhme kurz charakterisiert. Nach einer anderen Nachricht „soll er einen außerordentlichen Stolz haben, den er aber als ein sehr feiner Hofmann geschickt zu verbergen weiß". Sein Bildnis von Graff besitzt die königliche Gemäldegallerie in Dresden, die Leipziger Universitätsbibliothek nur eine mittelmäßige Kopie davon. Schon in der etwas affektierten Haltung und in der Pose fällt es aus der Reihe der übrigen Graffschen Gelehrtenbildnisse heraus: offenbar hat der Künstler als großer Menschenkenner hier zum Ausdruck bringen wollen, was er im Verkehr mit Böhme zu beobachten und zu empfinden oft Gelegenheit gehabt hatte. Von der Frau Hofrätin spricht Goethe nur in Worten höchster Achtung und Verehrung. Sie war sehr leidend und starb noch während seines

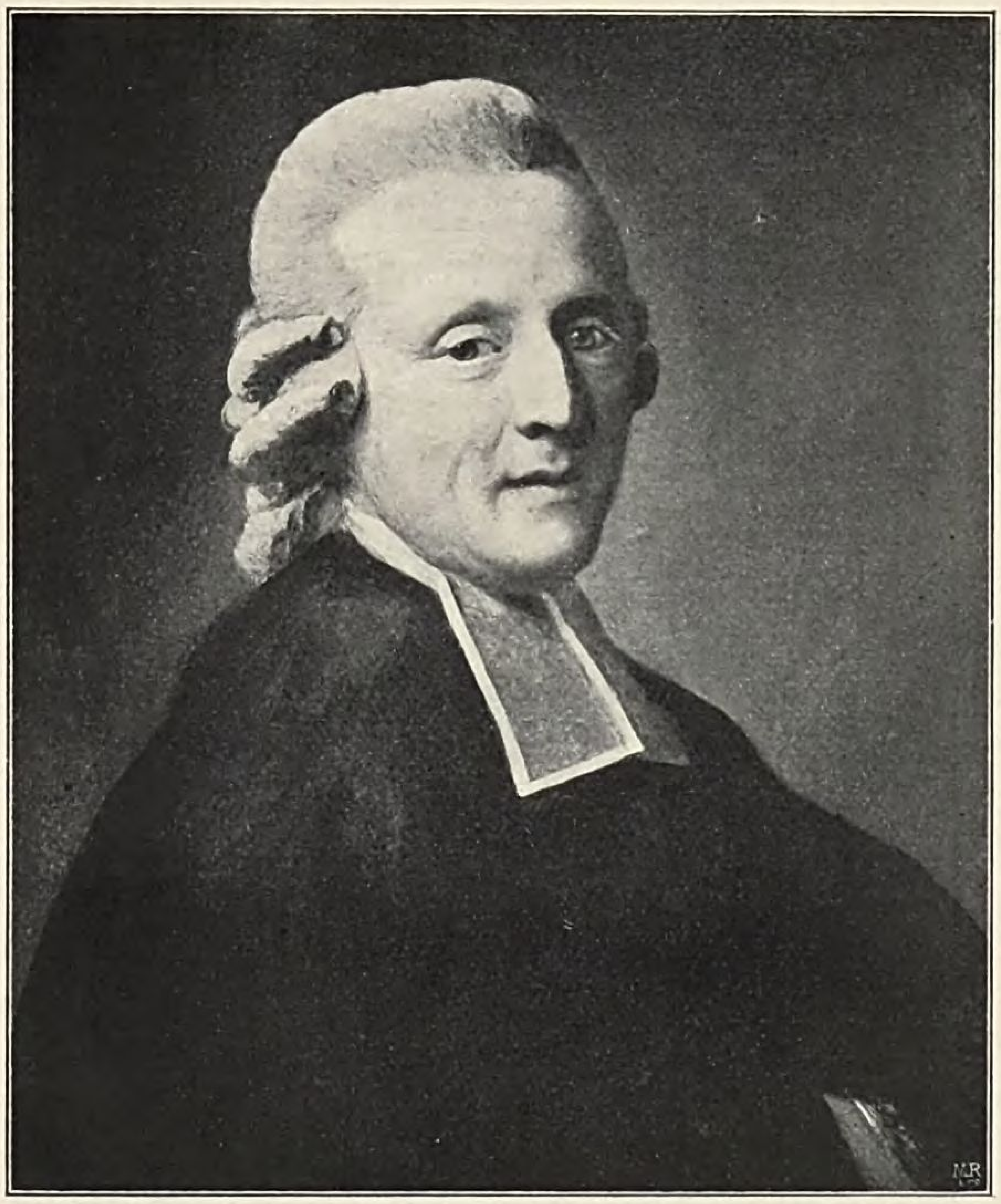
Aufenthaltes in Leipzig im Februar 1767. „Quoique morte j'aime, j'estime la conseillere Böhme, plus que toutes les belles vivantes. Elle avoit le coeur grand et droit, une tendresse extraordinaire, et un genie pliable . . . En verité j'ai toujours suivi ses avis, ses conseils, et ce n'est qu'en haissant le jeux que je l'ai offensé", so heißt es in einem mit der Schilderung in Dichtung und Wahrheit übereinstimmenden Briefe an Cornelia. Leider besitzen wir von ihr keine Bildnisse. Das schöne Frauenbildnis von Graff in der Dresdner Gallerie, das Gegenstück zu dem Porträt Böhmes, stellt dessen zweite Gattin dar, Christiane Regine, geborene Hetzer, die in erster Ehe mit einem Kaufmann Neuhaus, in zweiter mit Kaspar Richter verheiratet war. Übrigens hat Böhme das idyllische Schlößchen in Gohlis, das er von Oeser ausmalen ließ, durch seine zweite Gattin, die es geerbt hatte, erhalten. Goethe hat also in ihm nicht verkehrt, wie vielfach angenommen wird.



Christian August Clodius.
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff.

Trefflich charakterisiert Goethe den Professor der Philosophie Christian August Clodius (1738 bis 1784), der bei seinen Zeitgenossen als Gelegenheitsdichter sehr beliebt war, der studierenden Jugend aber ob seiner bombastisch aufgeputzten Gedichte zu manchem Spott Anlaß gab. „Es war nicht sehr schwer, ihm eine komische Seite abzugewinnen. Als eine kleine, etwas starke, gedrängte Figur war er in seinen Bewegungen hastig, etwas fahrig in seinen Äußerungen und unstät in seinem Betragen. Durch Alles dies unterschied er sich von seinen Mitbürgern, die ihn jedoch wegen seiner guten Eigenschaften und der schönen Hoffnungen, die er gab, recht gern gelten ließen." Sein Bildnis von Graffs Hand, aus dem Jahre 1769 stammend, ebenso wie das seiner Gattin, der „göttlichen Juliane", besitzt das Leipziger Museum: ein Kabinettsstück der Porträtkunst, in dem die Beschreibung des Dichters sich wiederzuspiegeln scheint.

Mit Worten warmer Anerkennung wird ferner Samuel Friedrich Nathanael Morus (1736—1792), Professor der Philosophie, später (seit 1771) der griechischen



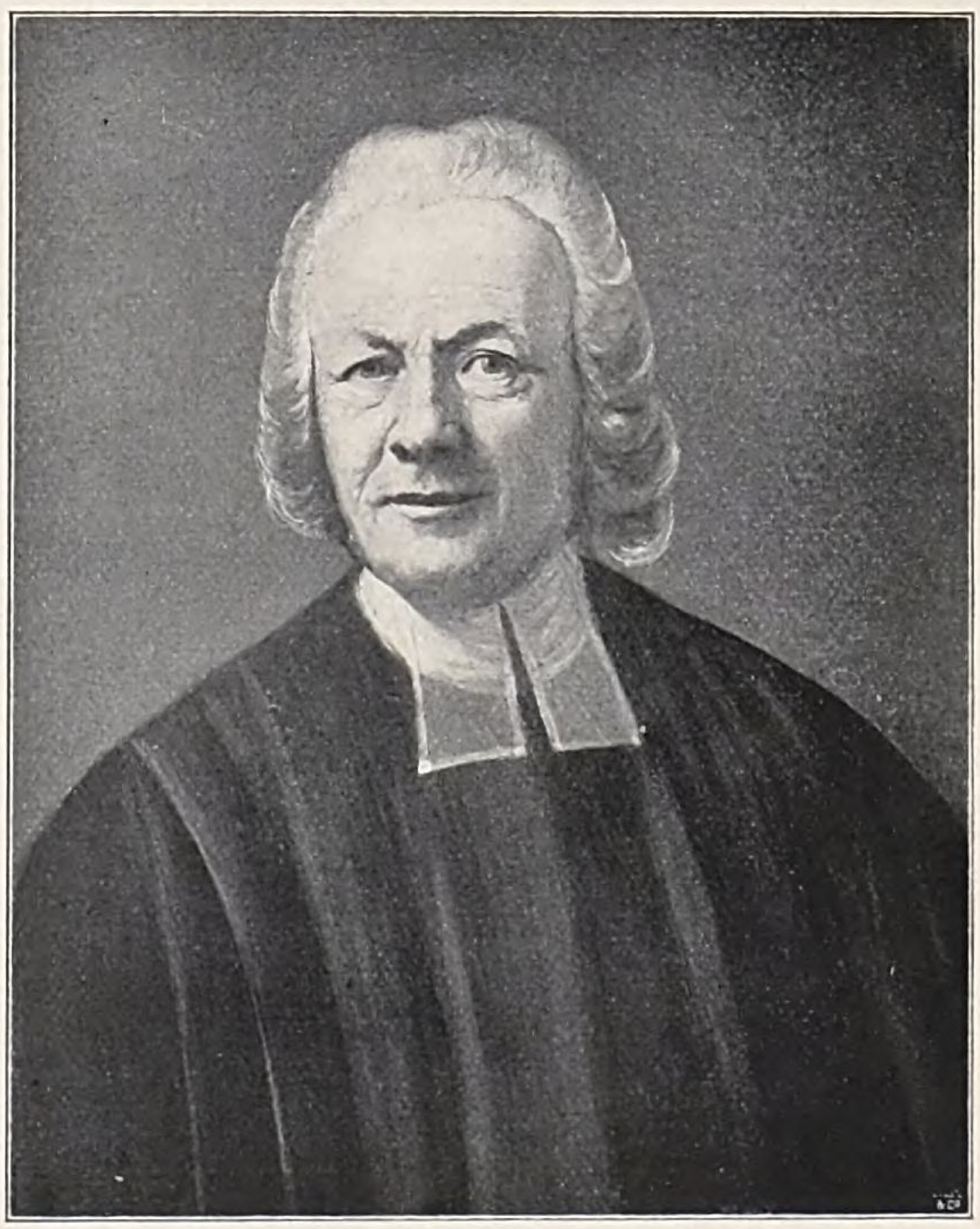
Friedrich Nathanael Morus.
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff.

und römischen Litteratur, endlich der Theologie, erwähnt. „Ein ungemein sanfter und freundlicher Mann“, der dem jungen Studenten im Gespräch über das Altertum zur „Erbauung“ die Augen öffnete oder, wie es ganz übereinstimmend in einem Briefe an Cornelia heißt, „ein sehr artiger junger Mann: er redet wenig, allein sieht immer freundlich aus.“ Eingehender beschreibt ihn ein anderer Zeitgenosse: „Morus ist ein, nach allen Zeugnissen, außerordentlich braver Mann; stille bescheiden, simple im ganzen Betragen und Äußerlichen. Die Gellerten gekannt hatten, sagten mir, Morus habe fast Alles im Äußerlichen an sich, was jener gehabt habe, sogar, daß er, wie Gellert, den Kopf etwas auf die linke Seite hängen ließe.“ Sein Bildnis hat ebenso wie das von Ernesti Graff gemalt; beide gehörten zu der Sammlung, die sich Reich gegründet hatte, und befinden sich jetzt auf der Leipziger Universitätsbibliothek.

Ein Mann von anerkannter Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Bedeutung war endlich Johann August Ernesti (1707—1781), der mit siebenundzwanzig Jahren Rektor der Thomasschule geworden war; später erlangte er die Professur der alten Litteratur (Goethe hörte bei ihm Ciceros Orator), der Beredsamkeit und (seit 1759) der Theologie. Er war zu gleicher Zeit Domherr von Meißen und Beisitzer des Konsistoriums. In seiner Amtstracht hat ihn denn auch Graff gemalt. Er soll ein sehr geiziger Herr gewesen sein. „Er geht so weit, daß er, ohngeachtet er vor Schwachheit und Alter sich überall mußte hinführen lassen, und er sehr reich ist, doch sich keine Equipage anschaffen wollte; bis seine Freunde es von seinem Gelde thaten, und ihn anfangs glauben ließen, sie selbst hielten sie ihm.“ So schreibt von ihm ein Leipziger Student nach Goethes Zeit.

Auch der akademischen Bürger, „der Musen“, wie sie im Volksmunde hießen, muß schließlich noch kurz gedacht werden. Der Zahl nach mögen es damals an die tausend gewesen sein. In ihrer Art unterschieden sie sich, wenigstens die von

zu Hause besser Gestellten von ihnen und solche, die in guten Familien Verkehr hatten, sehr beträchtlich von ihren Kommilitonen an andern Universitäten. „In Leipzig konnte ein Student kaum anders als galant sein", heißt es in „Dichtung und Wahrheit". Der Begriff des Galanten wurde in einem Pasquill aber so erklärt: „Was heuer galant ist, das heißt übers Jahr altmodisch. Die Galanterie in Kleidern ist gar nicht zu determiniren. Kurz aber davon zu reden, heißt es nichts anders, als alle neue Moden mitzumachen, und dieses so oft als etwas neues aufkommt. Jedermann suchet galant zu sein. Gemeiniglich hält man denjenigen vor galant, der heut zu Tage halb teutsch, halb französisch redet, und weil dieses in der teutschen Welt ungemein eingerissen ist, so giebt man auf den Discours derer Menschen genau Achtung." Hierzu kommt natürlich noch der Begriff des Hübschen, Feinen, Manierlichen u. s. w. Goethe hat sich diesen örtlichen Eigentümlichkeiten bald anbequemt. Zwar schreibt er im Oktober 1765 an Riese nach Frankfurt: „Ich mache hier große Figur! Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd es auch nicht." Allein schon im August des folgenden Jahres, als sein Herz Käthchen Schönkopf gehörte, muß er sich in einem Briefe seines Freundes Horn nachsagen lassen: „Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet." Gar so schlimm wird es ja wohl nicht gewesen sein, da man annehmen darf, daß bei einer das Maß „galanter" Kleidung, wie sie in der guten Gesellschaft üblich war, überschreitenden Tracht die Frau Hofrätin Böhme mit Erfolg Einspruch erhoben haben dürfte. Wie gesagt, die Eleganz und das stutzerhafte Einherstolzieren gehörten bis zu einem gewissen Grade zum Typus des Leipziger Studenten. Legt doch auch Zachariä im „Renommisten" dem Stutzer die Frage vor:



Johann August Ernesti.
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff.

Gehst du beständig so wie aus dem Ei geschälet,
Und sind die Haare stets in dem Toupee gezählet?
Mon cher, (versetzt Sylvan), wir leben hier galant:
In Leipzig gilt doch noch Verdienst und Adelstand,
Und vendre bleu! wer wird in Kleidern schlechter gehen,
Da wir hier jeden Tag die schönsten Damen sehen?

Dieses gigerlmäßige Auftreten gilt natürlich nicht von allen Studenten; die ärmeren unter ihnen mußten sich ohnehin bescheidener Bräuche befleißigen, und den Theologen (die später nach dem „Leipziger Studenten" „Dreilingsbrüder" hießen, „weil in der Gegend, wo ein theologischer Professor mit Beifall liest, schon um zehn Uhr vormittags kein Dreierbrot mehr zu bekommen ist") sagte man, da sie auf ihr Äußeres gar nichts gaben, allerhand garstige Dinge nach: sie hätten die Eigenschaften des Kapuzinerordens an sich, und man könne sie und ihr Studium an dem Geruche herausfinden. Dagegen erfreuten sich die Juristen eines guten Ansehens; vom Studium und der Arbeit schienen sie aber nicht viel halten zu wollen: „unter ihnen findet nicht jene blinde Anhänglichkeit an ihr Studium und ihre Lehrer statt . . . Sie führen selten Portefeuilles, keine Dintenfässer, höchstens zwei Bücher bei sich, sitzen im Collegio auf Stühlen, die sie bezahlen, schreiben nicht so unsinnig nach, und ihren Hörsälen kann man sich ohne Riechfläschchen nähern" — so werden sie in dem „Leipziger Studenten" am Ende des Jahrhunderts beschrieben. Zu Goethes Zeit wird's nicht anders gewesen sein. Nach dem „Galanten Leipzig" soll von gewissen Studenten folgende Lebensregel gelten:

Nichts kann gesünder seyn, als Morgens früh studiert,
Des Nachmittags geschmaußt, des Abends courtisiert;
Ist dann die Zeit zu kurz, so nehmt darzu die Nacht,
Und also wird die Zeit in Leipzig zugebracht.

Leider besitzen wir keinen bildlichen Typus dieser auf allerhand frohen Lebensgenuß bedachten Gattung von Musensöhnen, der auch unser Dichter angehörte. In Rosmäslers Promenadenbilde fehlt es aber an solchen Elegants nicht, in denen wir Söhne der alma mater zu suchen haben werden.



IV.

Käthchen Schönkopf. — Freunde und Genossen.

Das schlichte Bürgermädchen, das „wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden", das die Dichtersonne verklärte und unsterblich gemacht hat, Annette oder Ännchen, wie sie Goethe nennt, Anne Katharina Schönkopf, wie sie mit ihrem wirklichen Namen hieß, war um drei Jahre älter als der junge Dichter; — „ein gar hübsches, nettes Mädchen", die Tochter des Weinschenken Christian Gottlob Schönkopf, dessen Frau eine geborene Frankfurterin war. Man darf sich unter dem Schönkopfischen Hause keine Gastwirtschaft gewöhnlicher Art vorstellen. Zur Meßzeit beherbergte es Fremde, sonst hatten Schönkopfs einen Mittagstisch, und auch abends fand man sich zu einem Glase Wein bei ihnen zusammen. Goethe, der zuerst beim Professor Ludwig zu Mittag gespeist hatte, kam durch seinen nachmaligen Schwager Schlosser, der zur Ostermesse 1766 nach Leipzig gekommen war, in das Schönkopfische Haus und blieb hier, da ihm die Wirtsleute gefielen, die Tochter des Hauses sein Herz gefangen nahm und eine heitere Tischgesellschaft ihm besonders zusagte. Eine „Tafelrunde" bei Schönkopfs ist uns wenigstens teilweise in Silhouetten erhalten, die vor Jahren in Leipziger Privatbesitz auftauchten und dann vom Goethe-National-Museum in Weimar erworben wurden. Es sind im ganzen sechzehn Bildnisse, unter ihnen das von Schönkopf und — angeblich — seiner Tochter selbst, ferner, um nur einige zu nennen, die von Professor Ernesti, Oeser und Hermann. Die Überlieferung will ferner, daß der Urheber der nicht eine besonders geschickte Hand verratenden lebensgroßen Risse Goethe selbst sei, wofür u. a. auch angeführt worden ist, daß die kleine Sammlung aus Hermanns Besitz stamme, der eine ganze Reihe von Goethe-Erinnerungen besessen habe. Diese Annahmen sind indessen in einigen Punkten einzuschränken. Aus zeitlichen Gründen können die Schattenrisse nur die vorgoethische Tafelrunde darstellen, und Goethes Urheberschaft, die überhaupt nicht bewiesen werden kann, ist alsdann ausge-

schlossen. Überdies sind, worauf kürzlich erst hingewiesen worden ist, bei zwei Silhouetten die Namen falsch überliefert und andere Namensbezeichnungen sind verdächtig. Wir bilden hier drei dieser Schattenrisse nach: den alten Schönkopf, das weibliche Bildnis und auf S. 48 Goethes Freund Hermann. Soll diese „Tafelrunde" gegen 1765 entstanden sein und soll das weibliche Bildnis wirklich Käthchen darstellen, so wäre diese damals kaum zwanzig Jahre alt gewesen. Ein Blick auf den Kopf sagt uns indessen, daß wir hier — ganz im Gegensatz zu Käthchens graziöser Figur — eine matronale Erscheinung vor uns haben; die den Kopf bedeckende Haube, das stark ausgebildete Unterkinn und die sonstige körperliche Fülle, auf die wir bei der ganzen Gestalt schließen dürfen, lassen uns ein wesentlich höheres Alter voraussetzen. Es kann, falls die Überlieferung nicht gründlich täuscht, kein Zweifel sein: die Dargestellte ist Käthchens Mutter, die Madame Schönkopf, die damals im Anfang der fünfziger Jahre stand und wie ihre



Christian Gottlob Schönkopf.



Madame Schönkopf.

Tochter ebenfalls Katharina hieß. Ihr voller Name war Katharina Sibylla geb. Hauk (gest. 1790). Ihre Silhouette ist ja natürlich auch das gegebene Gegenstück zu dem Bildnis des Gatten.

Das Haus am Brühl, in dem Goethe seit der Anwesenheit seines Schwagers Schlosser zur Ostermesse 1766 verkehrte, ist 1842 abgebrochen worden; eine vor kurzem an dem damals errichteten Neubau (jetzt No. 19) von dem Verein für die Geschichte Leipzigs angebrachte Gedenktafel bezeichnet jene bescheidene, aber denkwürdige Stätte, wo dem Dichter Gelegenheit ward, mit seinem Mädchen „freundliche Blicke zu wechseln". Eine Abbildung des alten Hauses giebt es nicht; dagegen ist Käthchens Bildnis uns glücklicherweise erhalten. Es wurde zum erstenmale vor fünfzig Jahren von Otto Jahn in Lithographie veröffentlicht und ist seitdem unzähligemal nachgebildet worden. Aber niemand wird danach ahnen, daß das Original ein auf eine Elfenbeinplatte gemaltes Miniaturporträt ist; der Hintergrund ist grau, das Kleid, mit schwarzen und weißen Spitzen

besetzt, himmelblau, das Haar ist gepudert und mit einer Spange mit Reiherfedern geschmückt; um den Hals hängt eine Kette mit Kreuz. Die Besitzerin ist Frau Kommerzienrat Schneider, geborene Sickel in Magdeburg, die älteste Urenkelin von Käthchen, die, wie bekannt, im März 1770 den Dr. Christian Karl Kanne heiratete. Das Bildnis rührt nicht von allzu geübter Hand her und steht künstlerisch nicht ganz auf der Höhe der feinen Miniaturmalereien des achtzehnten Jahrhunderts. Der Verfertiger ist vermutlich jener Richter „von der Mahlerakademie", der im Oktober 1767 Goethes Miniaturbild angefangen hatte. „Könnte man nicht", so schrieb damals der Dichter an Behrisch, „wenn er reüßierte, so was mit Annetten wagen?"



Käthchen Schönkopf.
Nach einem Miniaturbildnis, in Orginalgröße.

Aber eines großen Vorteiles hat sich unser Bildchen ganz gewiß zu erfreuen: es muß sprechend ähnlich gewesen sein und stellt das liebenswürdige hübsche Mädchen so dar, wie es „ohne Stand und ohne Vermögen" lediglich durch die Eigenschaften des Charakters und der Person die Leidenschaft des kaum siebzehnjährigen Studenten angefacht hatte. Man höre nur die Beschreibung, die Horn in einem Briefe vom 3. Oktober 1766 an Moors von Käthchen giebt: „Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offne, sanfte, einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand, ohne

die größte Erziehung gehabt zu haben." Zu Käthchens Charakteristik muß bemerkt werden, daß sich Goethe in demselben Sinne in einem Briefe an die Schwester ausspricht: „La petite Schoenkopf merite, ne pas être oubliée entre mes connaissances vivantes. C'est une très bonne fille, qui a sa droiture de coeur, joint une naiveté agreable, quoique son education ait été plus sevère, que bonne", und ein halbes Jahr später: „Sie ist ein recht gutes Mägden, das ich sehr liebe, sie hat die Hauptqualität, daß sie ein gutes Herz hat, das durch keine allzugroße Lecktüre verwirrt ist, und läßt sich ziehen. Ich werde Ehre mit ihr einlegen, sie hat schon ganz erträgliche, auch manchmal artige Briefe schreiben lernen, aber mit der Orthographie wills nicht fort. Überhaupt muß man die beym sächsischen Frauenzimmer nicht suchen." Zu den Mitteln, „die kleine Zauberin" zu bilden und zu sich emporzuheben, rechnet er in erster Linie gute Bücher, die er beschafft, empfiehlt, ja später von Frankfurt aus sendet. Und um diesen Büchern für sie einen persönlichen Reiz zu verleihen, radiert er, vermutlich in Stocks Werkstatt, ein Bücherzeichen — eine Konsole, auf der einige Bücher liegen und an die ein von einem Rosenzweig umranktes Oval mit einem großen „S" angelehnt ist (S. 47). Damit aber auch der Vater Schönkopf nicht leer ausgeht, verfertigt er für ihn eine Geschäftsetikette, wahrscheinlich für seine Weinflaschen: dieselbe mit Weinlaub und einer Traube geschmückte Konsole, auf der drei Flaschen stehen (S. 48). Abdrücke beider Vignetten besitzt die Hirzelsche Sammlung der Leipziger Universitätsbibliothek. Auch Theater wurde im Hause von Schönkopf oder bei dem schräg gegenüber auf dem Brühle wohnenden Kaufmann Johann Wilhelm Obermann, dessen älteste Tochter, eine Freundin von Konstanze Breitkopf, sich zur Konzertsängerin ausbildete, gespielt: Krügers „Herzog Michel", Lessings „Minna von Barnhelm"; endlich wurde auch musiziert: Goethe sang mit Käthchen Zachariäs Lieder, ihr jüngster Bruder, Adam Peter, zeichnete sich durch geschicktes Klavierspiel aus; sehr musikalisch waren die Freunde Hermann und Behrisch. In einer leider längst schon verbrannten Zeichnung hatte Goethe Peter Schönkopf am Klavier dargestellt, daneben Käthchen sowie den Klavierspieler Lelei und den späteren Universitätsmusikdirektor Häser.



Mademoiselle Obermann.

Die Geschichte von Goethes Liebe zu Käthchen ist aus „Dichtung und Wahrheit" zu bekannt, als daß sie hier wiedererzählt zu werden brauchte. Einzelheiten dazu enthalten die Briefe an Behrisch, aus denen wir auch erfahren, daß der

junge Dichter am 26. April 1766 „ihr zum erstenmale sagte, daß er sie liebte“. Zwei Jahre darauf war das Verhältnis so gut wie gelöst. Dazwischen liegt all das Glück, das er uns ahnen läßt, all die Seligkeit, die zwei jugendlich in gegenseitiger Zuneigung schwärmende Menschenkinder empfunden haben, aber auch seitens des Liebhabers ein Maß von Laune, Eifersucht und Tyrannei, das zu ertragen für ein Mädchenherz zu viel war. „Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf“, so lautet die letzte Äußerung an Behrisch. Auch von Frankfurt aus hat Goethe diese Freundschaft noch gepflegt, freilich nicht ohne ein Gefühl der Reue, das ihm doch den Verlust des geliebten Wesens nahelegte.



Erbbegräbnis der Familie Sickel.
(Käthchen Schönkopfs Grab).

Käthchen starb am 20. Mai 1810 mit Hinterlassung einer Tochter, die sich später mit einem Dr. Sickel verehelichte. Wie schon ihr vier Jahre im Tode vorangegangener Gatte ward sie in dem jetzt noch auf dem alten Leipziger Johannisfriedhof erhaltenen Sickelschen Erbbegräbnis bestattet. Auf einer großen steinernen, in die Mauer eingelassenen, von Epheu umwucherten Platte ist da auch ihr Name verzeichnet. Die Grabstätte wird in einer Reihe von Jahren dem Boden gleich gemacht werden, wenn diese Abteilung des Friedhofes zur Parkanlage umgewandelt werden wird. Aber ein Gedenkstein wird hoffentlich an der Stelle errichtet werden. Gelten doch auch von dieser Gestalt der Goethischen Dichtung die Worte, die auf Friederike Brions Grabstein stehen:

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh!



Nach einer Radierung Goethes.

Das Schönkopfische Haus hat wohl auch die meisten Freunde Goethes beherbergt, nicht nur an jenen Abenden, wo unter des Hausherrn kunstverständiger Leitung Komödie gespielt wurde, sondern auch zu leiblicher Pflege zu Mittag und zu Abend. Leider ist das Bestreben, diese Genossen alle hier im Bilde, sei es auch nur in einem bescheidenen Schattenrisse, vorzuführen, bei den meisten erfolglos gewesen. Eine Silhouette von Christian Gottfried Hermann (geb. 1743 zu Plauen, gest. 1813 zu Leipzig) finden wir unter der sog. Schönkopfischen Tafelrunde. „Er war unter den Tischgenossen, die ich durch Schlosser kennen lernte, derjenige, zu dem sich ein immer gleiches und dauerndes Verhältniß bewährte. Man konnte ihn wohl zu den fleißigsten der akademischen Mitbürger rechnen ... Die Sanftheit seines Charakters zog mich an, seine lehrreiche Unterhaltung hielt mich fest; ja, ich glaube wirklich, daß ich mich an seinem geregelten Fleiß vorzüglich deswegen erfreute, weil ich mir von einem Verdienste, dessen ich mich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochschätzung wenigstens einen Theil zuzueignen meinte." Goethe opponierte ihm, als er im Mai 1767 seine Thesen verteidigte; er war sehr musikalisch und hielt den jüngeren Freund zum Zeichnen nach der Natur an. Kurz nach seiner Promotion rückte er in die letzte Stelle des Leipziger Rates ein und wurde 1794 Bürgermeister. Als solchen hat ihn Anton Graff gemalt; das Bildnis, das die Stadtbibliothek besitzt, ist aber vierzig Jahre später, einige Jahre vor seinem Tode, entstanden, ein zeitlicher Abstand, der zu groß ist, als daß es seine Züge, wie wir sie hier zu sehen wünschen, wiedergeben könnte. Auch Zachariä, der berühmte, allerdings damals schon in den vierziger Lebensjahren stehende Verfasser des „Renommisten", „ließ sichs einige Wochen bei Schönkopfs gefallen", und man that ihm, „der als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Mann, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte", mit dem Besten, was Küche und Keller boten, alle Ehre an. Eine Silhouette von ihm, die wir hier nachbilden, befindet sich in der Ayrerischen Sammlung, die auch die Bildnisse des Freiherrn Karl August von Friesen und seines Hofmeisters Johann Gottlob Benjamin Pfeil besitzt. Am meisten werden wir bedauern, daß uns im Bilde


Christian Gottfried Hermann.


Just Friedrich Wilhelm Zachariä.

Goethes intimster Freund aus der Leipziger Zeit fehlt: Ernst Wolfgang Behrisch, geb. 1738 in Dresden, seit 1760 Student in Leipzig, wo er durch Gellert die Haushofmeisterstelle bei dem jungen Grafen Karl Heinrich August von Lindenau erhielt; 1767 trat er in den Dienst des Fürsten von Anhalt-Dessau und starb im Jahre 1809. „Dieser Freund war einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Schon sein Äußeres war sonderbar genug. Hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen, eine sehr große Nase und überhaupt markierte



Johann Adam Horn.
Nach einer Kreidezeichnung von Goethe.

Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm . . . Seine größte Lust war, sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen. So trug er sich beständig grau, und weil die verschiedenen Theile seines Anzugs von verschiedenen Zeugen und also auch Schattirungen waren, so konnte er Tage lang darauf sinnen, wie

er sich noch ein Grau mehr auf den Leib schaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er uns beschämen konnte, die wir daran gezweifelt oder es für unmöglich erklärt hatten." So weit die äußere Beschreibung des Freundes bei Goethe, die uns leider den Mangel eines Bildnisses nicht ersetzen kann. Auch andere Genossen fehlen im Bilde in dieser Reihe: so Gröning aus Bremen und namentlich Ernst Theodor Langer, geb. 1744 in Breslau, gestorben als Lessings Nachfolger in Wolfenbüttel 1820.

Doch ist uns, und zwar in einer Zeichnung von Goethes eigner Hand, das Bildnis von Freund Horn erhalten, der Ostern 1766 von Frankfurt nach Leipzig kam. Von allen diesen Männern hat Goethe viel Freundschaft und Liebe genossen, nicht nur, wie es bei jungen Leuten oft der Fall ist, während der Zeit freien und fröhlichen Lebensgenusses. In Hinblick auf diese Jahre hat er es auch in „Dichtung und Wahrheit" ausgesprochen, wie sich das Vertrauen, welches neue Freunde sich einander schenken, stufenweise zu entwickeln pflegt.



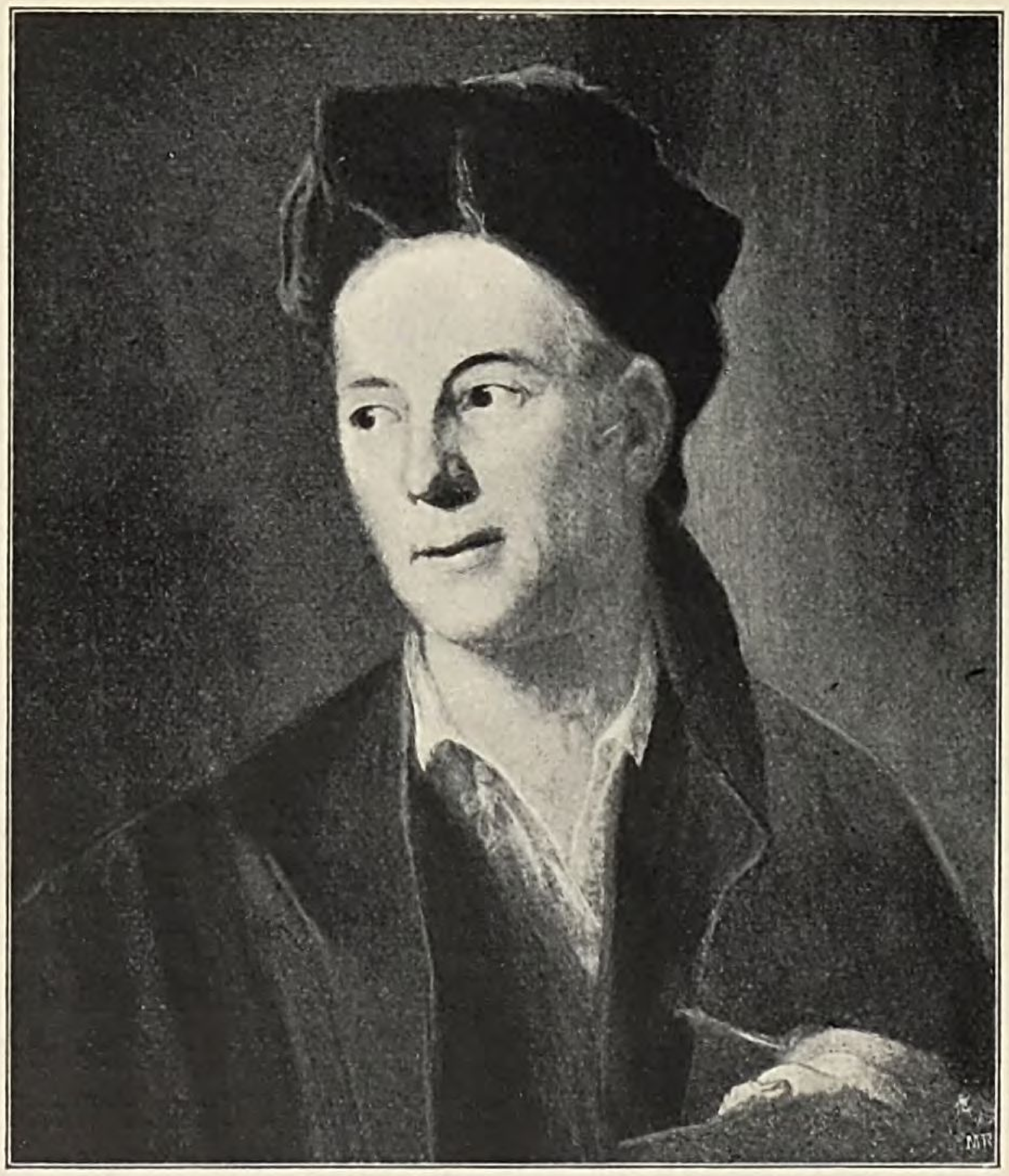
V.

Oeser und die Seinigen.

Adam Friedrich Oeser war 1717 in Preßburg in Ungarn geboren, mit jungen Jahren aber schon nach Wien übergesiedelt, um die dortige Akademie zu besuchen. Hier gewann besondern Einfluß auf ihn Anton Raphael Donner, der ihm die Elemente der Modellierkunst beibrachte und als Freund der Antike ihn auf die Einfachheit und schlichte Schönheit der klassischen Formenwelt hinwies und die Barockkunst bekämpfte, indem er ein gründliches Studium der Natur betonte. Dann ging Oeser nach Sachsen. Sechzig Jahre lang, bis zu seinem im Jahre 1799 erfolgten Tode, hat er hier gewirkt und geschaffen, erst in Dresden, dann vierzig Jahre in Leipzig, wo zahlreiche Werke der Malerei und Bildhauerkunst Zeugnis von seiner Thätigkeit ablegten und er in künstlerischen Fragen aller Art eine maßgebende Stellung behauptete. Von seinen Werken spricht heutigentages kaum noch jemand, und um ihretwillen würde sein Name kaum in der Kunstgeschichte noch genannt werden. Aber als Mensch war er doch eine bedeutende geistige Kraft, und wenn er auch mehr im Wollen als im Können stark war, so hat er jedenfalls befruchtend auf seine Zeitgenossen in einer Weise gewirkt, wie ein solcher Einfluß nicht vielen Künstlern beschieden gewesen ist. Solche Erscheinungen, die Genies anziehen und von ihnen verstanden werden, ohne selbst die schöpferische Gabe des Genies zu besitzen, kommen in der Kunstgeschichte nicht selten vor; auch die Gegenwart kennt sie. Der scheinbare Widerspruch wird durch die Macht der Persönlichkeit erklärt, durch die Gabe anzuregen, fördernd einzugreifen und glimmende Funken zu entdecken, aus denen Flammen sich entfachen lassen.

Auch sonst ist Oeser ein Mann gewesen, der außer jenem mißgünstigen Mitschüler, der ihn in Wien wegen seiner goldenen Medaille, die er vom Kaiser erhalten hatte, erstechen wollte, kaum einen Feind gehabt hat. Es ist bekannt, daß in den Jahren seines Dresdner Aufenthaltes Winckelmann, der 1754 zur katholischen Kirche übergetreten war, sein intimer Freund wurde. Beide

verband nicht nur eine starke persönliche Zuneigung, sondern eine auffallende Gleichmäßigkeit in ihrer künstlerischen Überzeugung. Oeser besaß überdies ein geniales Lehrtalent, das seine ganze Persönlichkeit besonders anziehend machte. Winckelmann verdankt ihm außerordentlich viel: die Kunst sehen zu lernen und der Schönheit nachzuempfinden, das Gesehene und Empfundene anschaulich zu schildern, endlich allerhand Anregungen in der Wertschätzung der Antike. Ja, selbst jene berühmten Worte von der das Wesen der antiken Kunst bezeichnenden

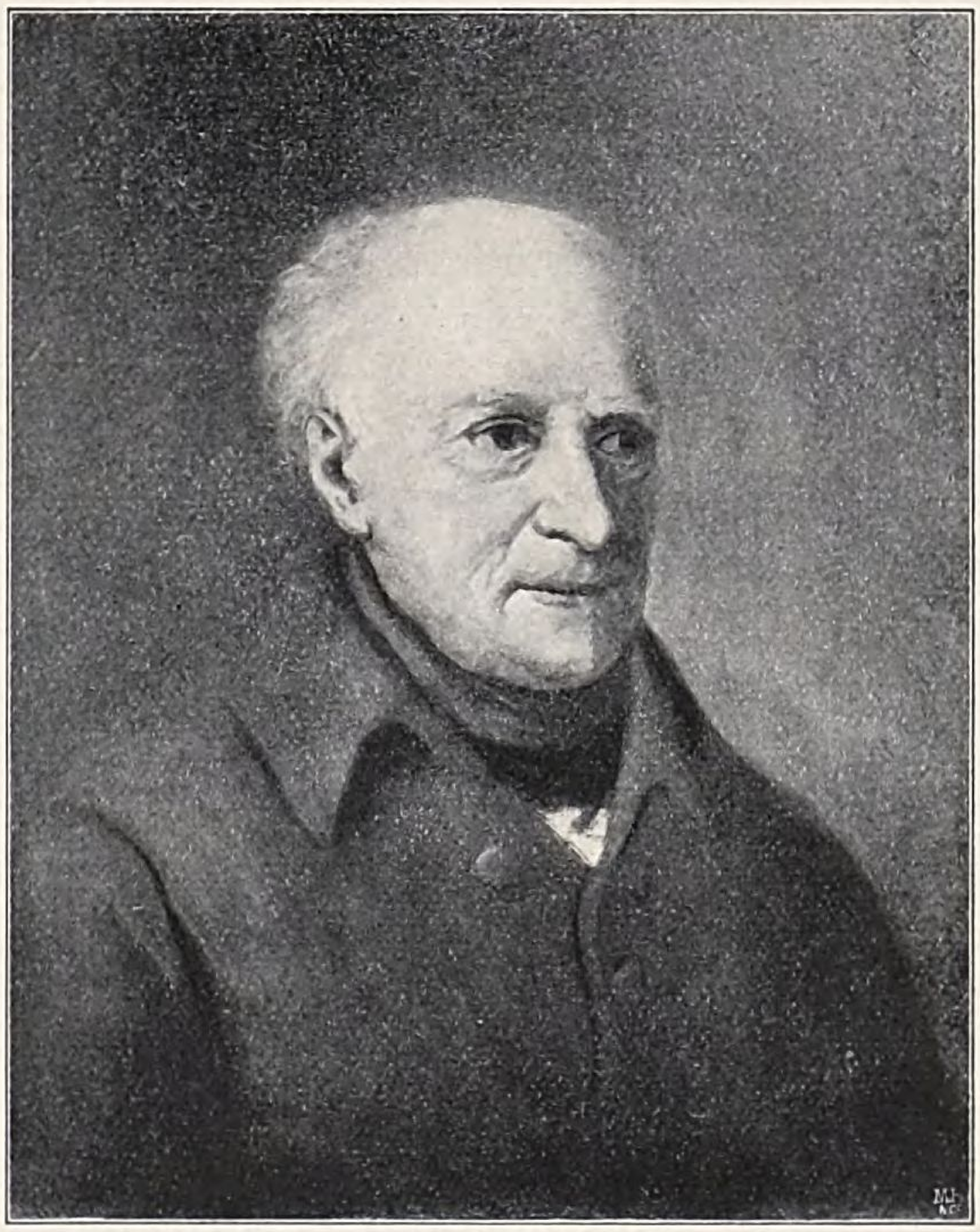


Adam Friedrich Oeser um 1775.
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff.

edlen Einfalt und stillen Größe, die Winckelmann wie ein Programm verkündete, stammen beinahe wortgetreu aus Oesers Munde. Seit 1759 lebte er in Leipzig; 1764 wurde er Direktor der eben gegründeten Kunstakademie auf Hagedorns Vorschlag. Zwei Jahre später kam der junge Goethe als Schüler zu ihm, und zwischen beiden bildete sich im Laufe der Jahre ein Freundschaftsverhältnis heraus, von dem manches schöne Zeugnis erhalten ist. Seine Züge hat uns Anton Graff in mehreren Bildnissen erhalten. Das früheste, ehemals im Besitze der Oeserschen Familie, seit kurzem im Städtischen Museum zu Leipzig, stellt ihn als hohen Fünfziger dar:

das Haupt, dessen Scheitel kahl war, bedeckt eine grüne Samtmütze, die Augen sind auf einen Gegenstand geheftet, den er eben mit dem Stifte aufzeichnen will. Das Bildnis aus den letzten Lebensjahren besitzt Herr Dr. Alphons Dürr in Leipzig: es ist ein liebenswürdiger Alter, leutselig, gesprächig, gefällig, daß man ihn lieben muß, wie ihn ein Zeitgenosse schildert.

Besonders anschaulich weiß Goethe die Räume der alten Kunstakademie in der Pleißenburg, den Aufgang zu ihr und den Geist zu schildern, der jene Räume trotz



Adam Friedrich Oeser im hohen Alter.
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff.

ihres Alters behaglich machte. Man gelangte zu den Akt- und Zeichensälen, sowie zu der Amtswohnung des Direktors („wundersam und ahnungsvoll, für mich höchst reizend") vom Hofe aus, wo rechts hinten in der Ecke (wenn man von der jetzigen Burgstraße aus den Hof betrat) „eine erneute, heitre Wendeltreppe" hinaufführte. Der unscheinbare Winkel mit der von Rochlitzer Sandstein eingefaßten Pforte ist erst vor einigen Jahren beim Abbruch der Pleißenburg vom Boden verschwunden. War man jene Treppe hinaufgestiegen, so fand man „die Säle der Zeichenakademie links hell und geräumig; aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen engen,

dunklen Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man soeben hergegangen war." Die beiden Abbildungen geben ein Bild der Pleißenburg von außen und im Innern von dem Winkel des Hofes, von wo man zu Oeser gelangte. Die Außenansicht, ein Stich von Christoph Nathe, einem Schüler Oesers, zeigt den sogenannten Akademieflügel von der Abendseite her (der jetzigen katholischen Kirche gegenüberliegend); die Wohnung Oesers und die Säle der Akademie zogen sich von der Ecke aus über dem Kasemattenbau nach rechts hin; dahinter befand sich jener Kornboden, an dem man bis zu Oesers Zimmern entlang gehen mußte.

In der zweiten Abbildung ist dieser Oberbau bereits verschwunden zu Gunsten eines zu Kasernenzwecken dienenden neuen Aufbaues. Die Thür links bezeichnet den Eingang zur Akademie.

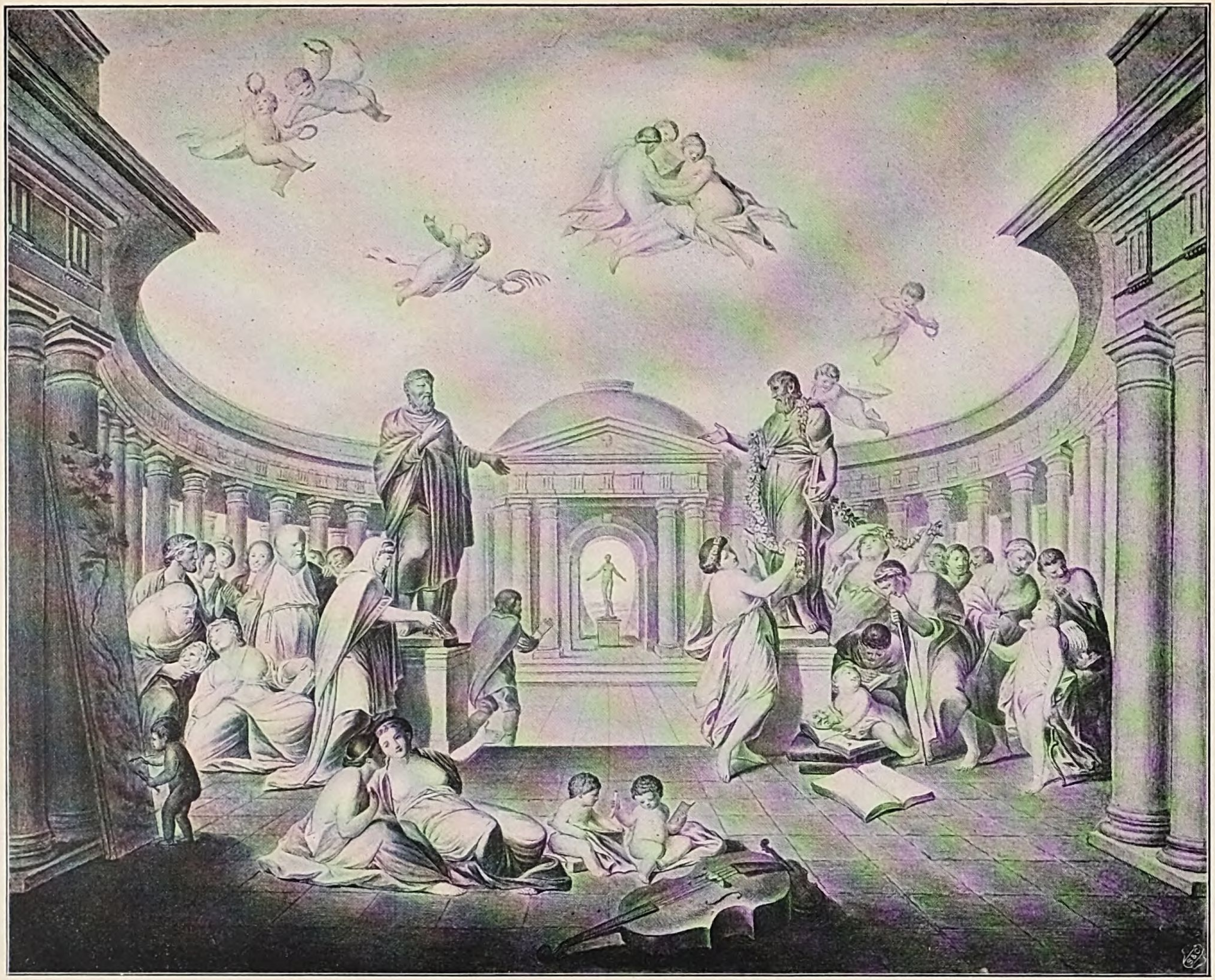
Von Oesers Werken hat sich in Leipzig verhältnismäßig wenig erhalten. Die zahlreichen Plafondmalereien, mit denen er öffentliche Bauten und Privathäuser geschmückt hat, sind mit diesen Häusern selbst meist verschwunden; die farbenprächtigen Wandmalereien im Hause des Bürgermeisters Müller auf der Johannisgasse sind längst schon von verständnisloser Hand übertüncht worden, von seinen Denkmälern steht nur noch das erst 1780 enthüllte Denkmal des Kurfürsten Friedrich August auf dem Königsplatze. Am besten kann man seine Malereien im Chor der Nikolaikirche studieren, wo er in jahrelanger Arbeit größere Cyklen gemalt hat. Als Porträtist hat er gelegentlich Tüchtiges geleistet, und als Vignettenzeichner, als der er sich in tiefsinnigen Erklärungen zu einem gegebenen Thema ergehen konnte, verdient er Anerkennung. Sonst haftet seiner Kunst etwas Charakterloses, Unbestimmtes an; seine Köpfe sind flau und weichlich, seine Zeichnung ist kraftlos, auch in der Farbe tadelten ihn seine Zeitgenossen, während sie dem modernen Auge sympathischer erscheinen wird. „Man sieht es dem Manne an", so urteilt Chodowiecki über ihn, „daß er viel Genie hat, aber die Kultur desselben vernachlässigt hat; in seinen Köpfen ist großer Sinn, aber keine Physiognomie, es ist nur der Gedanke eines Gesichts, überhaupt nichts Individuelles. Ebendas findet man auch in seinen Figuren, es ist eine Idee von schöner Natur darinnen, zuweilen gut, zuweilen auch sehr fehlerhaft gezeichnet und ohne alle Präzision." Man muß aber dabei doch berücksichtigen, wie vielseitig dieser Mann gewesen ist, daß er nicht nur Maler, Zeichner, Bildhauer und Theoretiker war, sondern auch im praktischen Leben, soweit es sich mit der Kunst berührte, anregend wirkte. So haben die Leipziger Kunsthandwerker seiner Zeit nicht ohne Gewinn seinen Rat eingeholt. Das Beste hat er auf dem Gebiete der Skulptur geleistet, wo er merkwürdigerweise am wenigsten anerkannt wird. Sein Verdienst war es, auf die Marmorbrüche im Erzgebirge und auf die Brauchbarkeit des dortigen Steines zu plastischen Zwecken hingewiesen zu haben. Doch konnte er selbst nur modellieren und überließ die Ausführung in Stein anderer Hand.



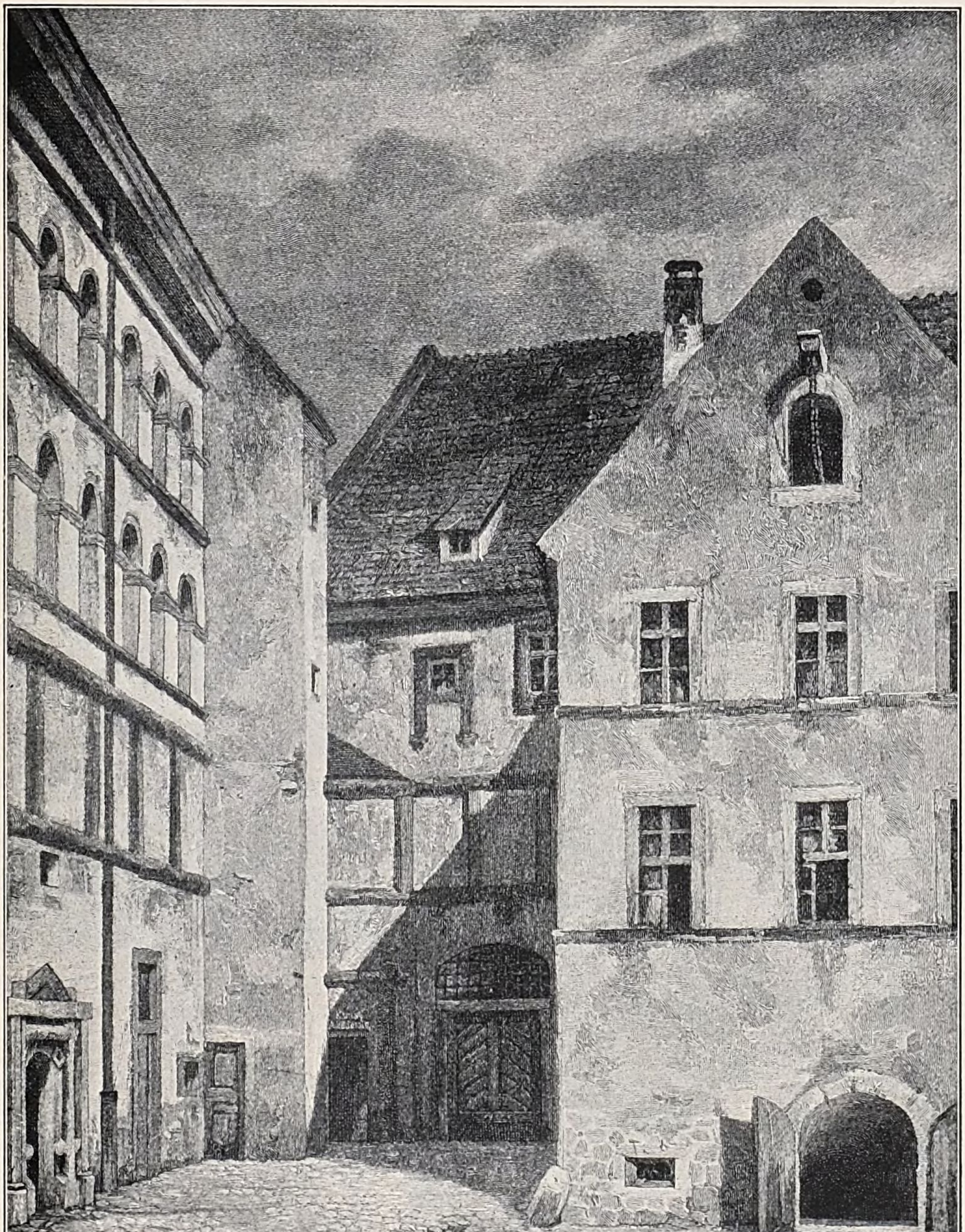
Die Pleißenburg mit Oesers Wohnung.
Nach einer Radierung von Nathe.

Ausführlich erwähnt Goethe den Vorhang in dem damals neu erbauten Theater, weniger wegen seiner künstlerischen Gestalt als wegen den sonderbaren Ideen, in denen sich der Meister hier ergangen hatte. „Oeser hatte die Musen aus den Wolken, auf denen sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhmes schmückten die Statuen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neuern Schauspieldichter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwärtig und alles würdig und schön. Nun aber kommt das Wunderliche. Durch die freie Mitte sah man das Portal des fernstehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwischen beiden obgedachten Gruppen, ohne sich um sie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man sah ihn daher im Rücken, er war nicht besonders ausgezeichnet. Dieser nun sollte Shakespeare bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Meister zu bekümmern, auf seine eigne Hand der Unsterblichkeit entgegen gehe." Der Vorhang soll einer spätern Angabe zufolge der Schonung wegen nur während der Messe zu sehen gewesen sein. Er war bis zu Oesers Tode im Jahre 1799 in Gebrauch; eine kleine Kopie in Aquarell, die damals angefertigt wurde, besitzt die Leipziger Stadtbibliothek. Ohne des Dichters Kommentar würde man schwerlich die Bedeutung jener Scenerie erraten können. Es war aber überhaupt eine Schwäche in Oesers Kunst, daß er bei seiner Neigung zum Allegorisieren nicht verständlich wurde und nach Ausdrucksformen suchte, deren Inhalt niemand sich erklären konnte. Das hat Goethe am besten empfunden: „Weil er eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegorischen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, so gaben seine Werke immer etwas zu sinnen und wurden vollständig durch einen Begriff, da sie es der Kunst und der Ausführung nach nicht sein konnten." Ein anschauliches Beispiel hierfür bietet das im Jahre 1774 von dem Buchhändler Wendler, dem Verleger Gellerts, errichtete Gellertdenkmal, das in „Dichtung und Wahrheit" natürlicherweise nicht erwähnt wird, aber doch Goethes Aufmerksamkeit in der Ferne erregte. An den Künstler richtete er damals das bekannte Gedicht „Gellerts Monument von Oeser":

Als Gellert, der Geliebte, schied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte, schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte . . .
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werthen Mann . . .
Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einem engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.

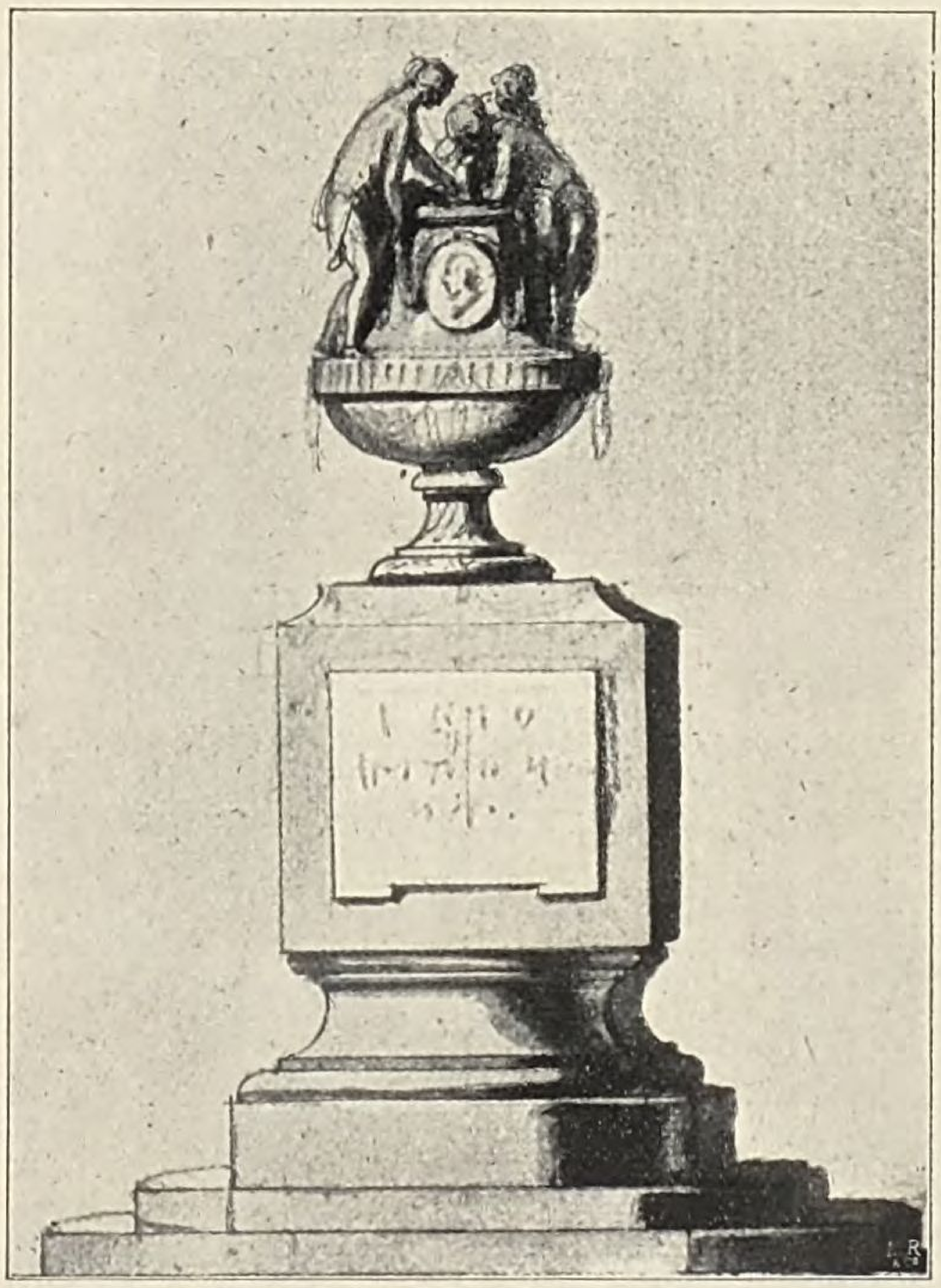


Oesers Theatervorhang.

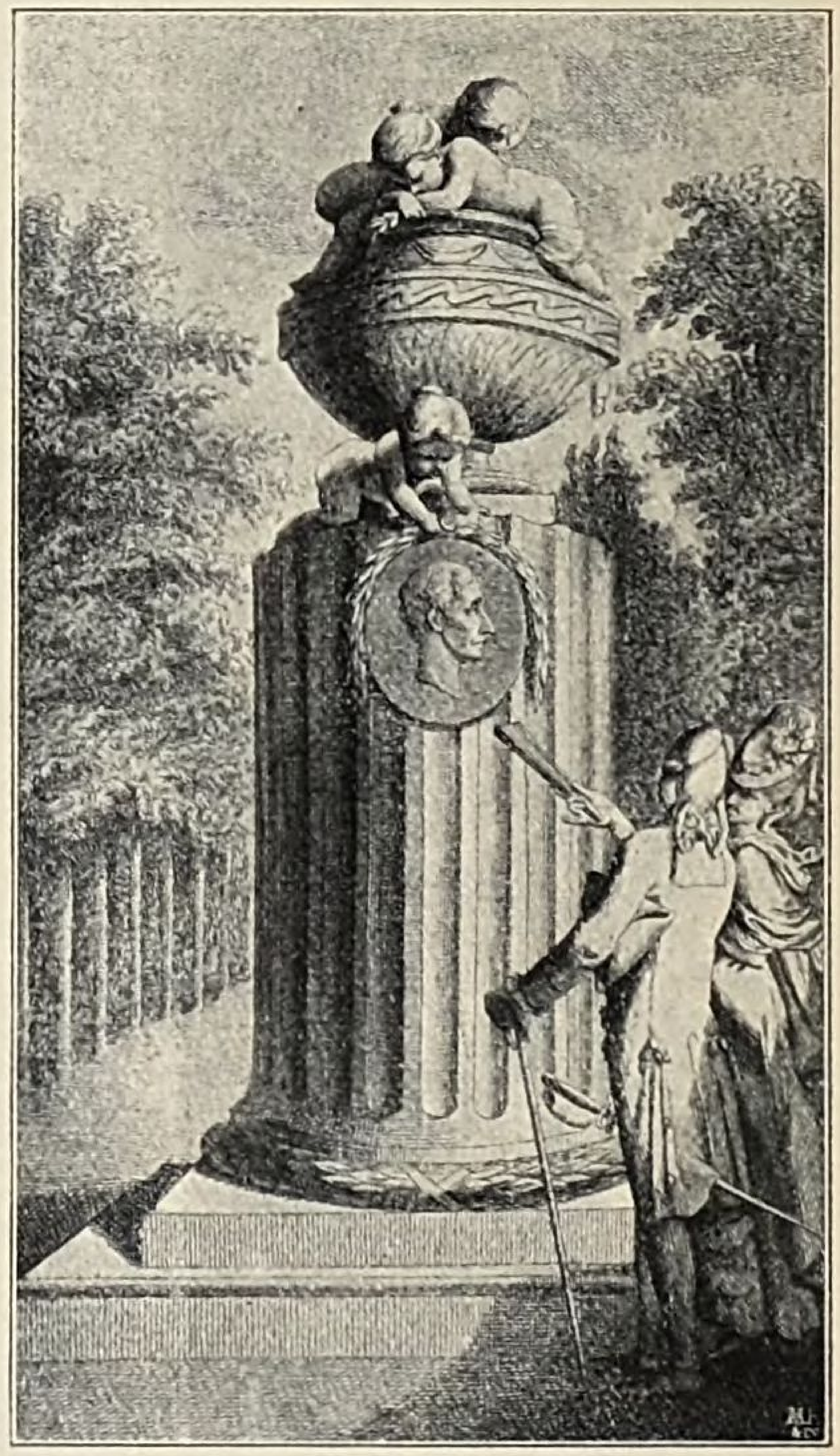


Der Hof der Pleißenburg mit dem Eingang zur Kunstakademie.
Nach einem Holzschnitt.

Das Monument bestand aus einer unvollendeten Säule — man vergl. den Geyserschen Stich nach einer Radierung von Daniel Chodowiecki —, an der das Reliefbildnis des Dichters angebracht war; oben darauf stand eine Urne, unter der ein Kind kniet, das eine Blume an dem Bildnis befestigt, während zwei weitere Kinder schlafend über die Urne sich gelagert haben. Der Gedanke, der dieser Allegorie zu Grunde liegt, wäre nicht ersichtlich, besäßen wir nicht von Franz Wilhelm Kreuchauf eine Erklärung, die uns sagt: „Oeser hat den schriftstellerischen



Oesers Gellert-Denkmal.
Erster Entwurf.



Oesers Gellert-Denkmal.
Ausführung.

Charakter des Mannes, den er verewigen wollte, richtig gefaßt und ihn der Nachwelt als Dichter gezeigt, der der deutschen Litteratur den Charakter der Grazie gab. Gellert war der Vater der deutschen Grazien, aber er starb ihnen ab, da sie noch Kinder waren, und hinterließ ihre völlige Ausbildung anderen Händen." Dieser Grundgedanke gewinnt nun folgende plastische Form: „Er versammelt um Gellerts Urne die drei Grazien, aber sie sind noch Kinder. Sie betrauern ihren Vater und ehren sein Andenken. Zwei der kleinen Göttinnen haben sich wehmüthig über seine offene Urne hingeworfen, die auf einer unvollendeten

Säule steht. Unter ihnen beugt sich die dritte, am Fuß der Urne kniend, zu seinem medaillonförmigen Bildniß nieder, das in Lorbeerlaub angeknüpft, an der Säule herabhängt, und giebt ihm durch ihr Attribut, die Rose, seine beste Zierde." Der merkwürdige Einfall entbehrt aber nicht einer komischen Seite, wenn man erfährt, wie der Künstler hier aus der Not eine Tugend machen mußte. Die ursprünglichen Entwürfe, eine Zeichnung im Städtischen Museum zu Leipzig und die hier nachgebildete im Verein für die Geschichte Leipzigs, stellen eine große mit Festons behangene Urne dar, auf der oben drei erwachsene Grazien, nicht Kinder, stehen oder schlafend sich ausruhen. Oeser verwarf diesen Plan indessen, als ihm Wendler erklärte, seine Ausführung sei für ihn zu kostspielig. Nun erst wurden die Göttinnen der Anmut zu Kindergestalten.

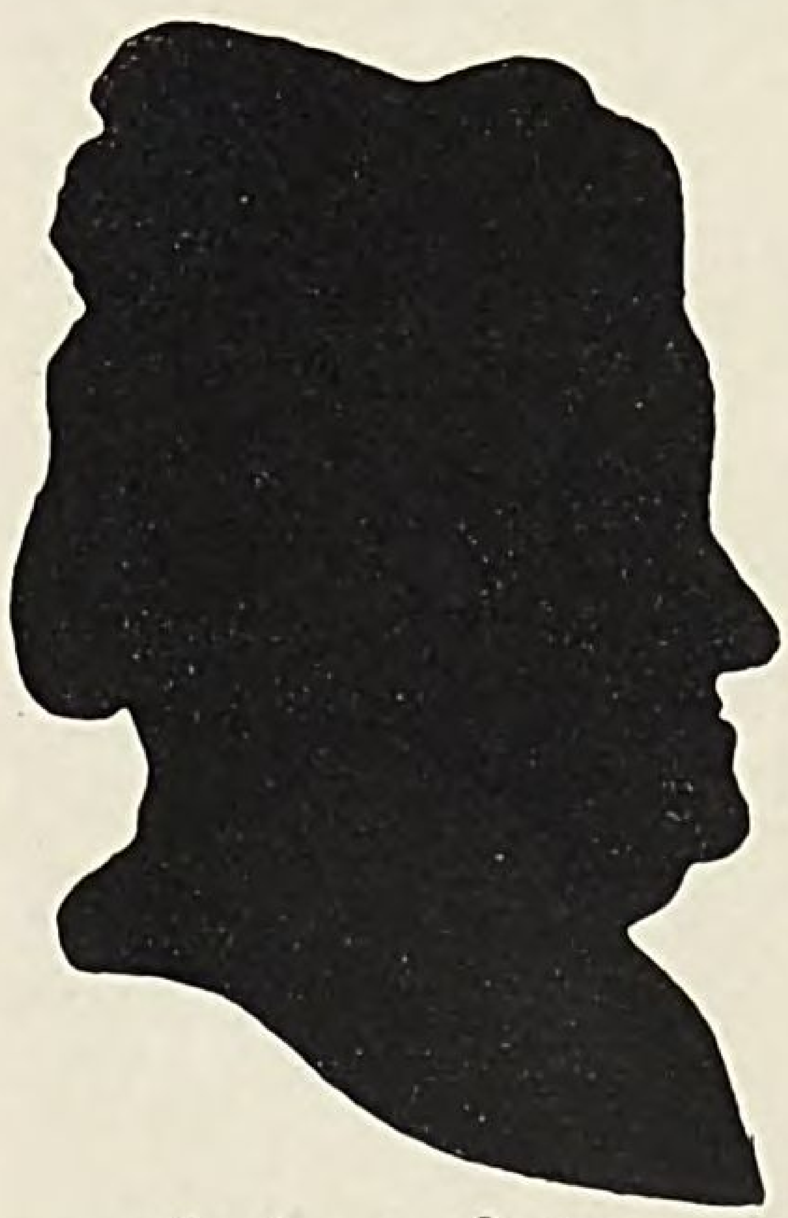
Auch mit dem Gedanken für ein Winckelmann-Denkmal hat sich Oeser getragen. Wenige Wochen vor Goethes Abschied von Leipzig „fiel wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel die Nachricht von Winckelmanns Tode (den 8. Juni 1768) zwischen uns nieder". Oeser, der gehofft hatte, den römischen Freund in der deutschen Heimat wieder begrüßen zu können, war ob der jähen Kunde im Innersten getroffen, und damals war wohl in ihm der Plan aufgestiegen, dem meuchlings Ermordeten ein Denkmal seiner persönlichen Huldigung zu errichten. Es ist über den Entwurf, ein kleines Thonmodell im Besitze des Herrn Oberappellationsrates Marezoll in Leipzig-Eutritzsch, nicht



Oesers Entwurf für ein Winckelmann-Denkmal.

hinausgediehen: an einem Postament, dessen Vorderseite mit einer durch ein Tuch verhüllten Sonne geschmückt ist, steht ein trauernder weiblicher Genius, der in der einen Hand eine Anzahl von Medaillen hält. Um dieser goldenen Münzen willen, das ist offenbar der Gedanke des Künstlers, hat der Freund und Forscher unter Mörderhand enden müssen; Winckelmann war bekanntlich von einem Italiener ermordet worden, als er ihm in Triest seine Schätze zeigen wollte. Auch hier eine bildliche Anspielung, die sich schwer erraten läßt.

Goethe hat seinem Leipziger Meister ein dankbares Gedächtnis bewahrt. In dem ersten Briefe, den er von Frankfurt aus nach Leipzig richtet, bittet er ihn, ihm seine Liebe und Freundschaft zu erhalten. Wir wissen, daß diese persönlichen Beziehungen nicht auf den Zeichenunterricht in der Akademie beschränkt gewesen sind, sondern daß der junge Dichter auch im Hause und in der Familie seines alten Freundes eine Stätte fand, in der er viele glückliche Stunden verlebt hat. In Dölitz unweit Connewitz hatte Oeser ein Landhaus, in dem er den Sommer mit seiner Familie verbrachte. Hier ist Goethe viel aus- und eingegangen, und gern denkt er an das bescheidene Bauernhaus zurück.

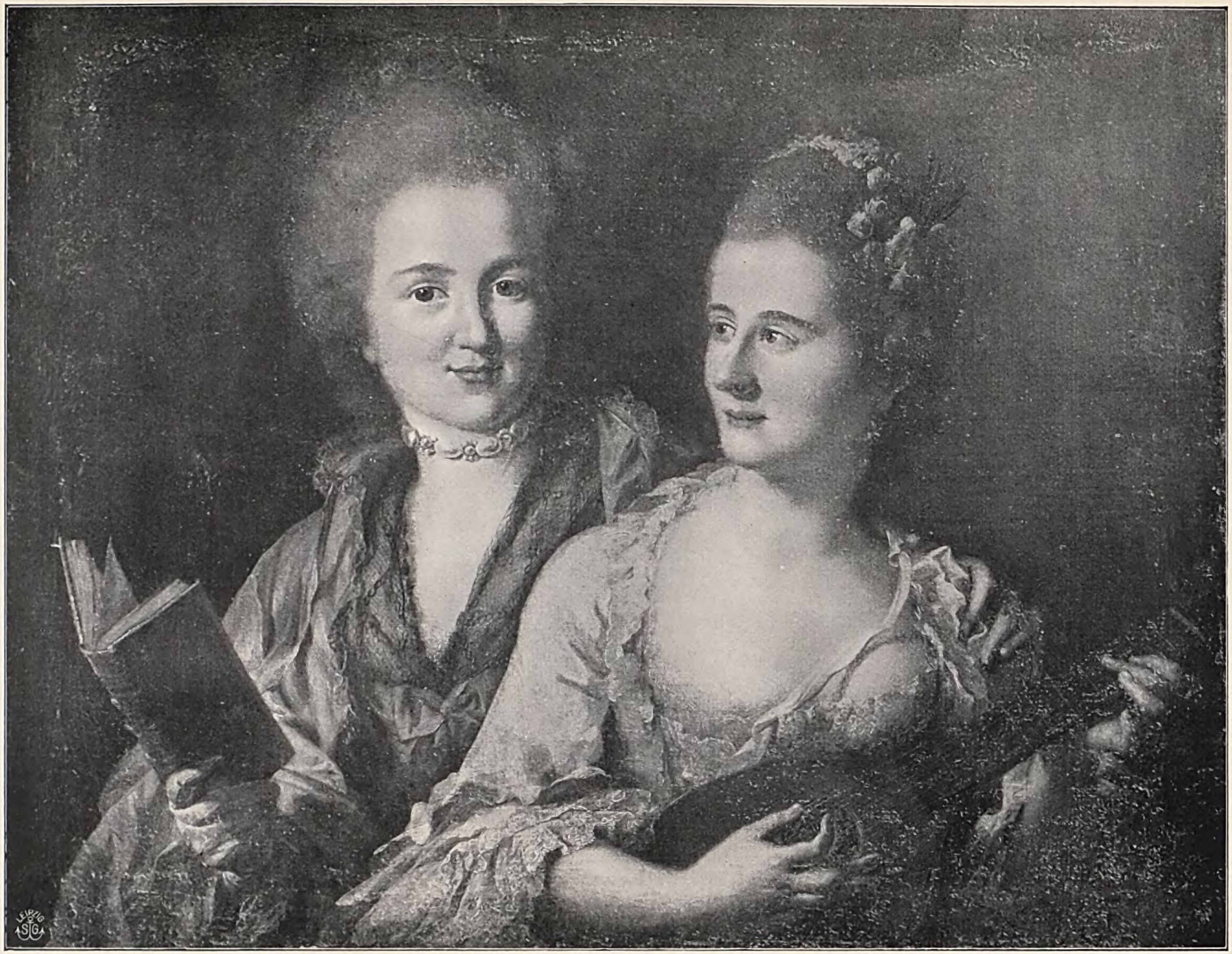


Madame Oeser.

> Ja, denken müßt Ihr offt an mich, das sage
> Ich Euch! besonders an dem Tage
> Wenn Ihr auf Eurem Landgut seyd,
> Dem Ort, der mir so manche Plage
> Gemacht, der mich so sehr erfreut . . .

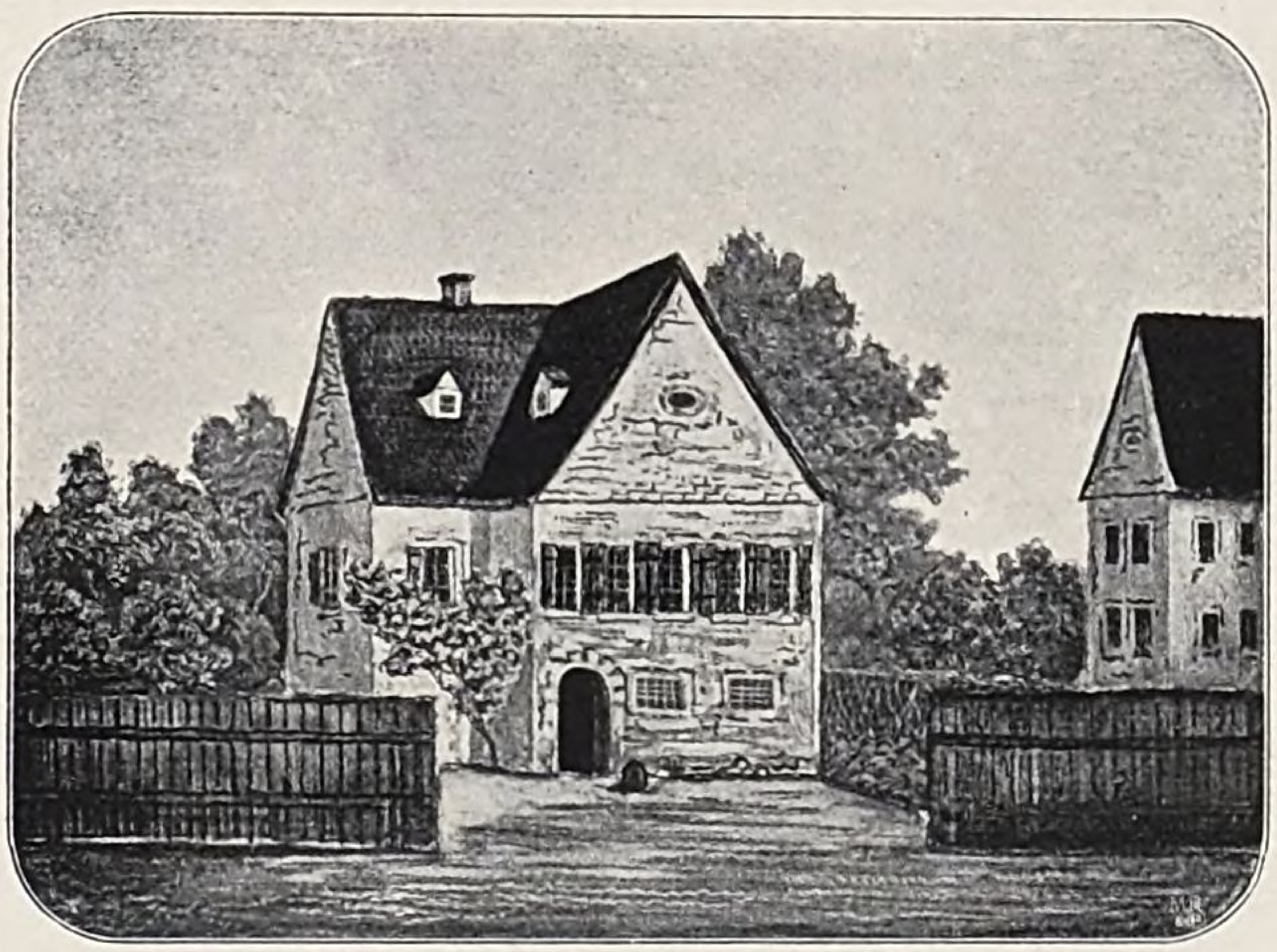
so schwärmt er noch in der schon genannten Epistel, die er im November 1768 von Frankfurt schickt. In diesem Landhause verkehrten zur Sommerszeit wie im Winter in der Stadtwohnung, geistvolle und kunstliebende Männer, die sich von den liebenswürdigen Hausbewohnern angezogen fühlten, so namentlich Weiße, Huber und Kreuchauf, die die Gesellschaft bald mit ernsten Gesprächen, bald in heiterem Scherz anregten und erheiterten.

Die einzelnen Glieder der Familie waren einfache, liebenswürdige Naturen. Oeser hatte sich 1745 in Dresden vermählt mit Rosine Elisabeth Hohburg. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor: Friederike Elisabeth (geb. 1748), Goethes Freundin, Johann Friedrich Ludwig (geb. 1751), Karl und Wilhelmine (geb. 1755). Mehrfach und aus verschiedenen Lebensaltern sind uns ihre Porträtzüge erhalten. Von Frau Oeser allerdings nur in einer Silhouette der Ayrerischen Sammlung: es ist eine behäbige Matrone, aus deren Gesicht man noch den wohlthätigen Einfluß, den sie auf den Gatten gehabt haben soll, herauszulesen vermeint, die aber nebenbei den Eindruck einer recht energischen Hausfrau macht. Die königliche



Friederike und Wilhelmine Oeser.
Nach dem Ölgemälde von J. H. Tischbein.

Gemäldegallerie in Dresden besitzt ein ziemlich großes Ölgemälde von der Hand des Meisters, das 1766 als Aufnahmestück für die Dresdner Akademie, deren Mitglied Oeser werden wollte, gemalt wurde. Es stellt die vier Kinder dar: links, fast von vorn gesehen, sitzt ein junges Mädchen (Wilhelmine) mit einem Heft auf den Knien und zeichnet nach einem auf dem Boden stehenden Gipskopfe; über die Lehne des Stuhles blickt ein Knabe. Rechts sitzt die ältere Schwester (Friederike) mit einem Buche in der Rechten und sieht jener zu, vorn ein Knabe, der ebenfalls zeichnet. Berühmter als dieses Gemälde ist jenes Doppelporträt von Friederike und Wilhelmine von dem Direktor der Casseler Kunstakademie Johann Heinrich Tischbein, das, aus Oesers Nachlaß im Besitz des Herrn Oberappellationsrates Marezoll (dessen Gattin eine Enkelin von



Oesers Landhaus in Dölitz.

Wilhelmine Oeser ist), in Eutritzsch bei Leipzig sich befindet; es ist in ungenügenden Nachbildungen, aus denen man freilich von der Frische und Farbenpracht des Originals sich keine Vorstellung machen kann, sattsam bekannt. Nach der Bezeichnung ist es im Jahre 1776 gemalt: Friederike war damals bereits achtundzwanzig, Wilhelmine einundzwanzig Jahre alt. Jene trägt ein blauseidenes Kleid mit grüner Schleife und Einlage von schwarzen Spitzen, weiße Handschuhe und hält, den Beschauer anblickend, in der Rechten Gellerts Fabeln. Das gepuderte Haar schmückt ein grüner Kranz, den Hals eine Perlenkette; Wilhelmine, eine feine, aristokratische Erscheinung, trägt ein rotseidenes Kleid, an den Ärmeln reichen Spitzenbesatz. Die Rechte schlägt die Saiten einer Guitarre, das Haupt schmückt ein Kranz von Pfingströschen. Im Hintergrunde steht eine Staffelei mit

einer Leinwand. Endlich bilden wir hier noch ein in gleichem Besitze befindliches Bildchen von Oesers Hand nach: es stellt des Künstlers ältesten Sohn Johann Friedrich Ludwig dar, der ebenfalls Maler wurde und 1791, nachdem er lange Zeit in Dresden thätig gewesen war, in Leipzig starb; er trägt graugepudertes Haar



Johann Friedrich Ludwig Oeser.
Nach einem Ölgemälde von Oeser.

und einen blaugrauen Rock, unterm Arme hält er eine Zeichenmappe; er mag ungefähr achtzehn Jahre alt sein. Seine Züge sind außerordentlich scharf geschnitten und verraten Selbständigkeit und Intelligenz. Das Bildchen ist deshalb auch schon von den wenigen, die es gesehen, für ein Porträt des jungen Goethe gehalten worden, aber mit Unrecht, wie ein Nachkomme Oesers bestätigt hat.



Oesers Kinder.

Nach einem Ölgemälde von Oeser.

Wilhelmine Oeser heiratete den Kupferstecher Geyser und starb 1815. Direkte Nachkommen von ihr sind jetzt noch am Leben. Friederike starb unvermählt vierzehn Jahre später. In ihrer Jugend hatte sie die Blattern gehabt, die ihr Gesicht entstellten; doch zeigt das Tischbeinsche Bildnis davon keine Spur, ihre Züge erscheinen hier so heiter und sonnig, so klug und liebenswürdig, daß wir Goethe verstehen, wenn er ihr von Frankfurt aus schreibt:

— — — dass jede leicht verliert,
Die ich nach Eurem Maasstab messe.
Du lieber Gott! an Munterheit ist hie
An Einsicht und an Witz Dir keine einz'ge gleich.

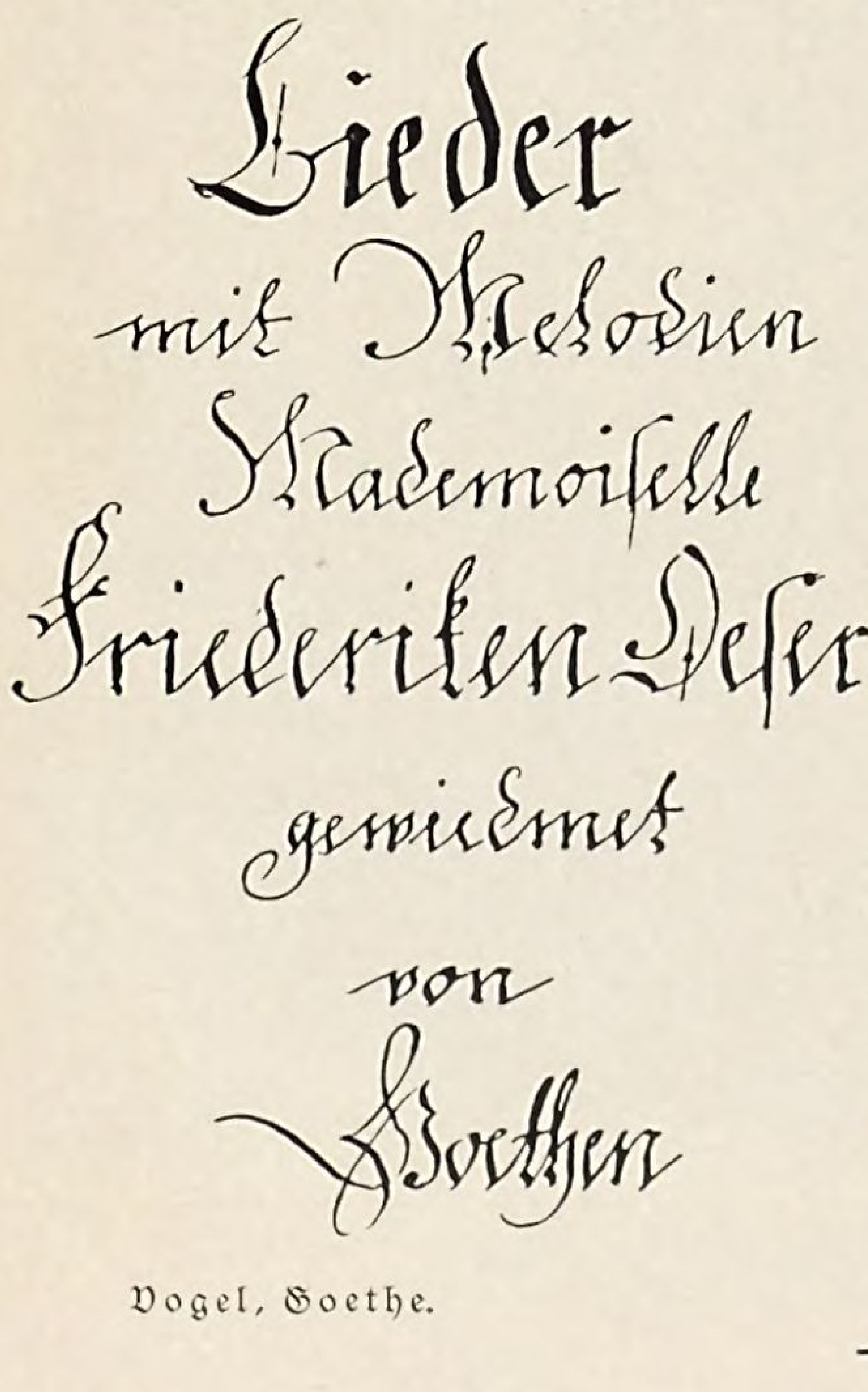


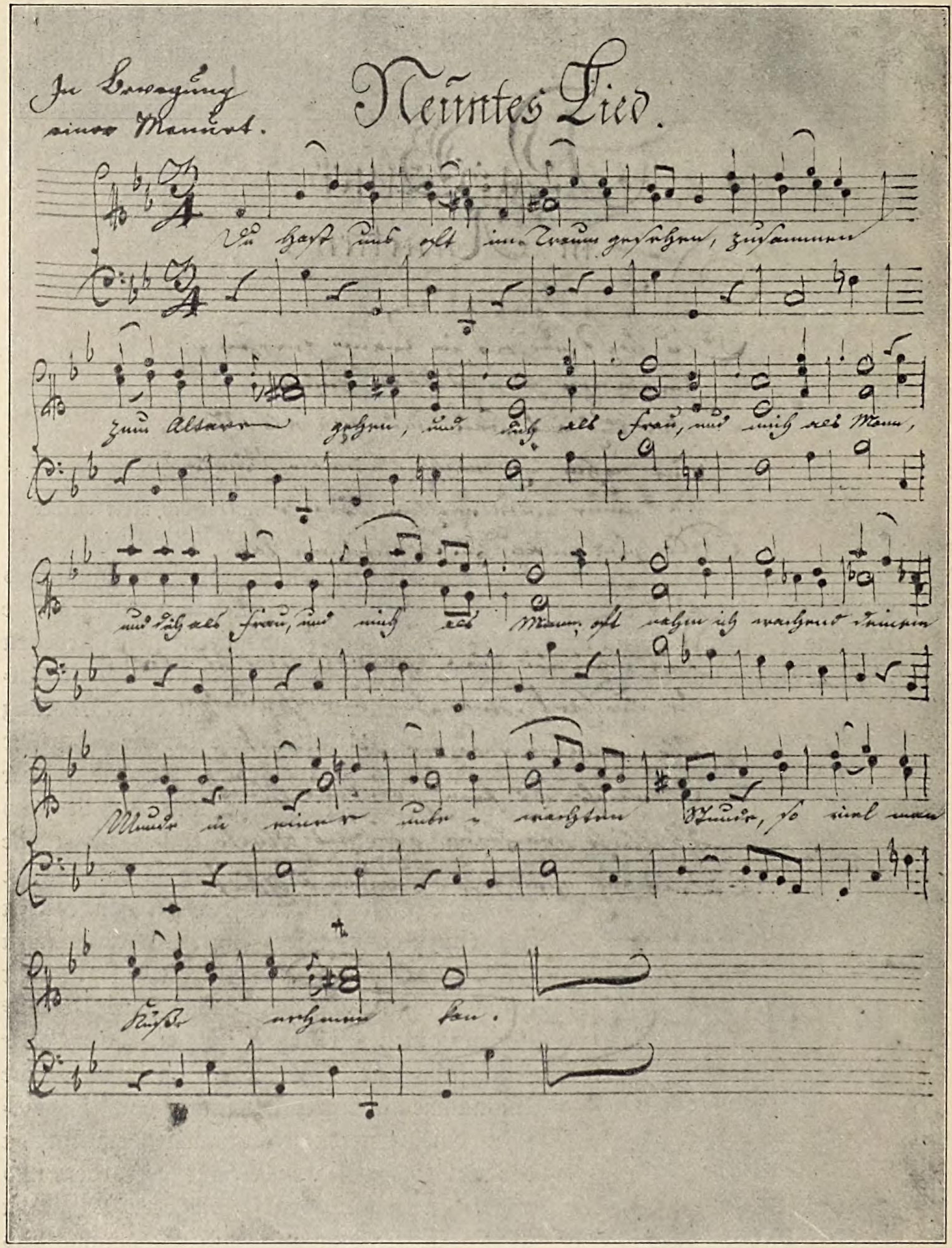
VI.

Lieder und Werke.

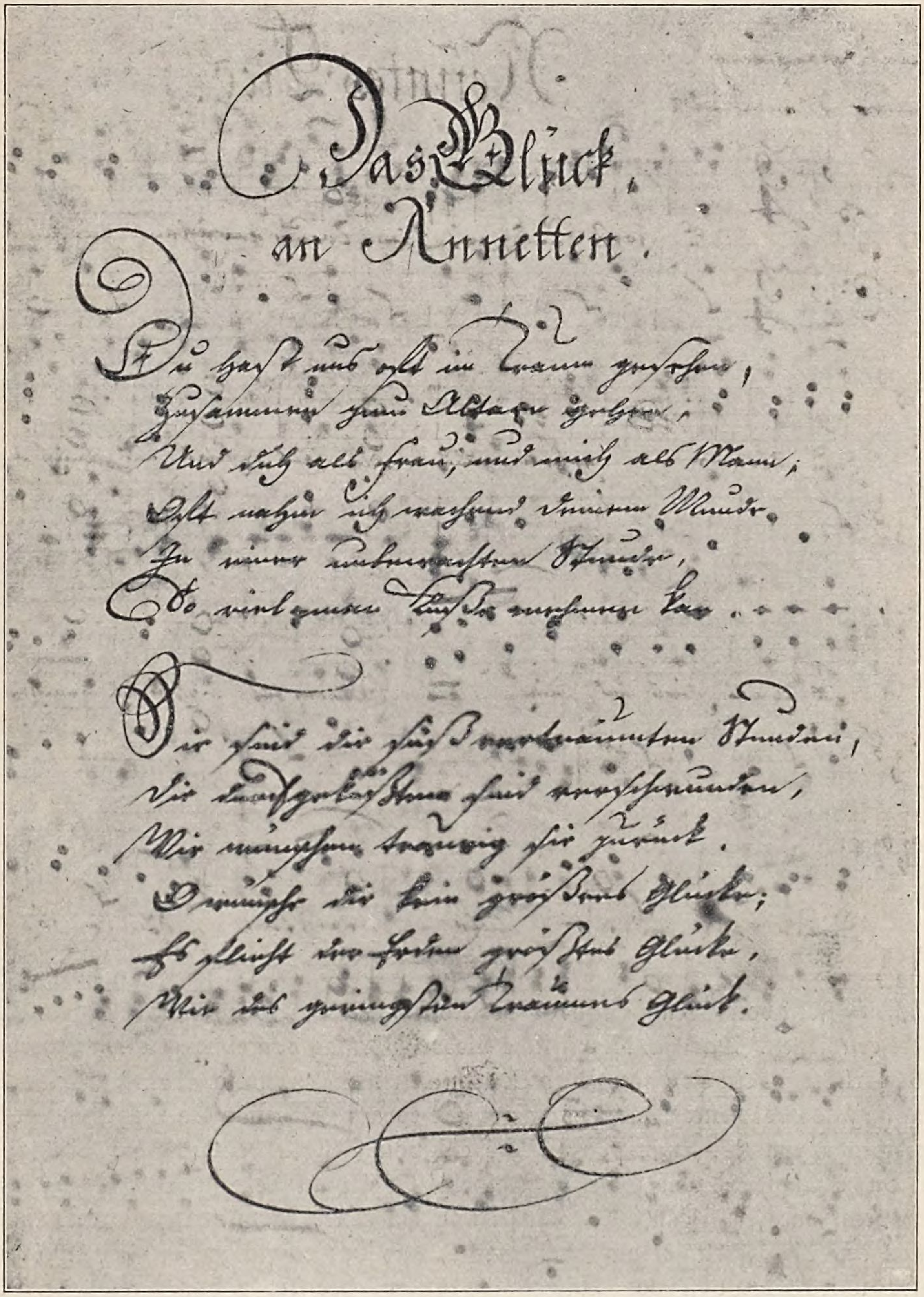
Seid, geliebte kleine Lieder,
Zeugen meiner Fröhlichkeit;
Ach, sie kömmt gewiß nicht wieder,
Dieser Tage Frühlingszeit.

Über Goethes Leipziger Dichtungen hat in ihrer Mehrzahl ein mißgünstiges Geschick gewaltet: die Ungnade des Dichters, der „nach manchem Kampfe eine so große Verachtung auf die begonnenen und geendigten Arbeiten warf", daß er Poesie und Prosa, Skizzen und Entwürfe eines Tages auf dem Küchenherde verbrannte. So erzählt er in Dichtung und Wahrheit. Die Briefe an die Schwester und an Behrisch lassen auf einzelne solcher Schöpfungen dem Namen und Inhalt nach schließen; beiden hat er gelegentlich auch kleine Proben mitgeteilt, doch ist er, da er schon im Mai 1767 sich sagt, daß er seine „Riesenarbeiten als ein ohnmächtiger Zwerg unternommen hat", besorgt, daß etwas in die Öffentlichkeit dringen könne; Cornelia möge seine Produktionen guten Freunden zeigen, solle aber keinesfalls eine Abschrift machen lassen. Eine Ausnahme hiervon hat er später von dem lyrischen Cyklus gemacht, der unter dem Namen der Leipziger Lieder bekannt geworden und abgesehen von einigen schwächeren Nummern in Form, Empfindung und Stimmung das Schönste ist, was uns aus den Leipziger





Melodie aus der Handschrift des Leipziger Liederbuches.

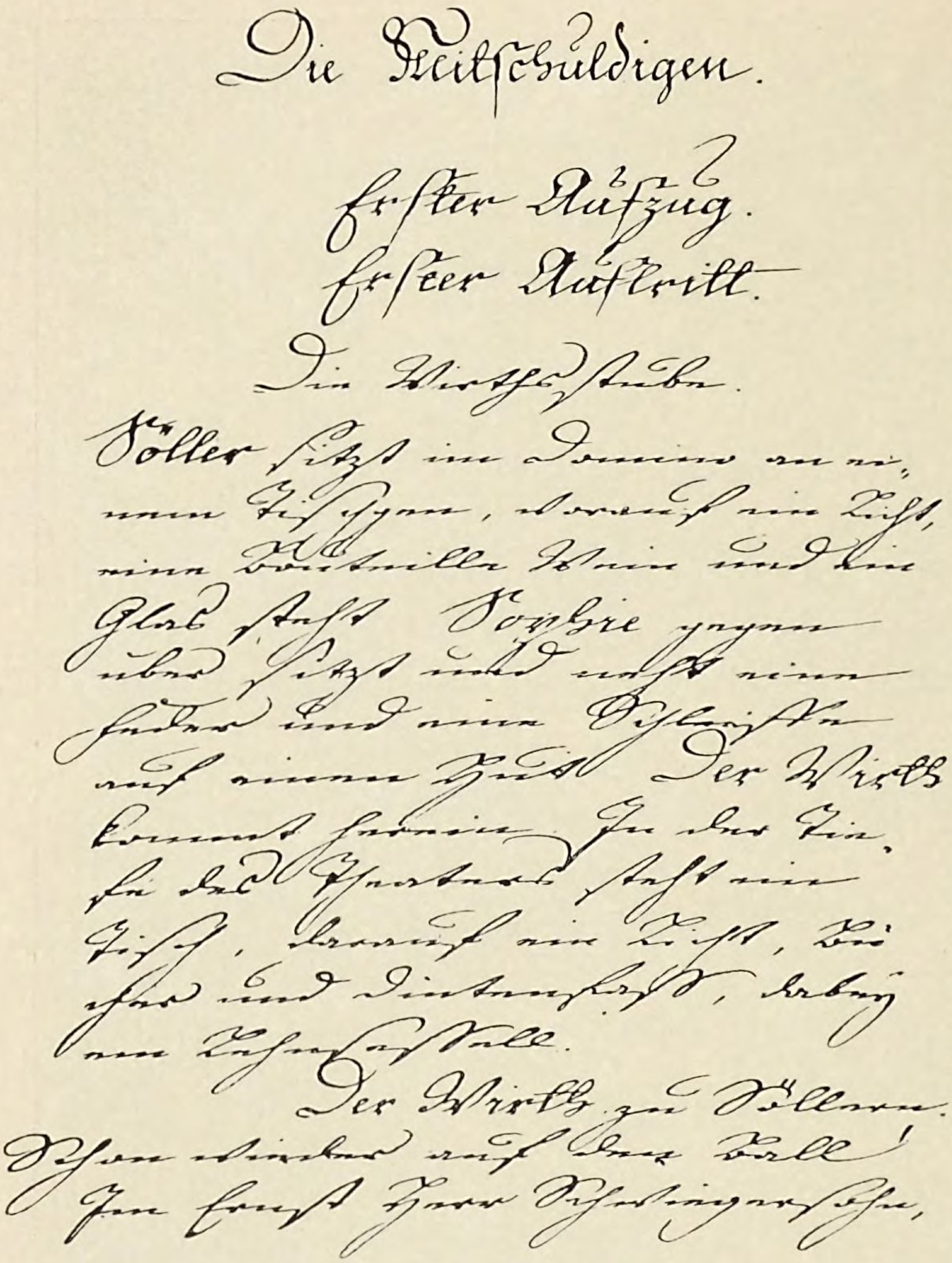


Das Glück.
an Annetten.

Du hast uns oft im Traum gesehen,
Zusammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau, und mich als Mann;
Oft nahm ich wachend deinem Munde
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küsse nehmen kan.

Dir sind die süßverträumten Stunden,
Die durchgeküßten sind verschwunden,
Wir wünschen traurig sie zurück.
Drum wünsche dir kein größres Glücke;
So bleibt der Freuden größtes Glücke,
Wie des geringsten Traumes Glück.

Text aus der Handschrift des Leipziger Liederbuches.


Die Mitschuldigen.

Erster Aufzug.
Erster Auftritt.

Die Wirthsstube.

Söller

Jahren erhalten ist. Diese Lieder, von denen Goethe selbst Abschriften hat anfertigen lassen, um sie zu verschenken, sind uns in verschiedener Fassung, in Varianten, wie sich der Philologe ausdrücken würde, überkommen; hierüber textkritische Untersuchungen anzustellen, würde, selbst wenn es noch nicht geschehen wäre, gewiß nicht Aufgabe dieser Zeilen sein. Für unsere Darstellung kommen nur zwei Fassungen in Frage: das handschriftliche Liederbuch, das sich in der Hirzelschen Sammlung der Leipziger Universitätsbibliothek befindet, und die „Neuen Lieder in Melodien gesetzt von Bernh. Theodor Breitkopf", die 1769 (vordatiert 1770) im Buchhandel erschienen. Das handschriftliche Liederbuch, das von einer geübten Schreiberhand herrührt, ist ein Heft von sieben Bogen in kleinem Querfolio. Der um die Goethe-Forschung hochverdiente Salomon Hirzel hat es am Tage vor Goethes hundertstem Geburtstage, am 27. August 1849, wie ein von Zeugen beurkundeter Eintrag in dem Buche angiebt, von Gottlieb Wilhelm Geyser in Leipzig-Eutritzsch gekauft. Auch wenn das Buch sonst keine Widmung enthielte, so würden wir aus diesem Namen auf die Herkunft, auf die Familie, aus der es stammt, schließen können. Geyser war der Sohn von Wilhelmine Oeser, der Neffe von Friederike. Die Handschrift giebt uns aber die Widmung selbst und zwar von Goethes eigner

Hand: „Lieder mit Melodien Mademoiselle Friederiken Oeser gewidmet von Goethen." Von ihm rührt auch die nachträglich eingeschriebene Angabe des Tempos her. Das Heft enthält folgende zehn Lieder: Amors Grab, Wunsch eines kleinen Mädgen, Unbeständigkeit, Die Nacht, An Venus, Der Schmetterling, Das Schreyn, Liebe und Tugend, Das Glück, Die Freude. Wir bilden hier außer der Widmung zwei Seiten nach: den Text des Liedes „Das Glück" und die gegenüberstehende Melodie. Um die Wandlung, die der erstere erfahren hat, an einer Probe dar-


Von ihr dann unzertrennlich wärmt
den jungen Busen
der Glanz, der glorreich ihn umgiebt.
Er liebet mich, dann lieben mich die Musen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

An den Schlaf.

Der du mit deinem Mohne
Selbst Götteraugen zwingst,
Und Bettler oft zum Throne
Zum Mädgen Schäfer bringst,

Aus Behrischs Handschrift der „Annette".

zulegen, mag hier der zweite Vers in der Fassung folgen, wie sie in das gedruckte Breitkopfische Liederbuch und später in die Werke übergegangen ist:

Das reinste Glück, das wir empfunden,
Die Wollust mancher reichen Stunden
Floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmsten Küsse,
Und alle Freude wie ein Kuß.

In dem langen Briefe an Friederike vom November 1768 aus Frankfurt erfahren wir Näheres über die Entstehung der Liedersammlung:

Wenn mich mein böses Mädgen plagte,
Wenn der Verdruss mich aus den Mauern jagte,
War ich verwegen gnug, und wagte
Dich aufzusuchen eh es tagte,
Auf Deinen Feldern die Du liebst,
Die Du mir offt so schön beschriebst.
— — — — — — — — — — — — — — —
Am Tage sang ich diese Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, schrieb sie nieder
Den guten und den schlechten Reim.

Das Friederike gewidmete Liederbuch muß erst in Frankfurt zusammengestellt und erst von da aus mit der Widmung versehen nach Leipzig gesandt worden sein. Denn die Verse, die sich in dem genannten poetischen Briefe finden, können nicht anders als Begleitsworte zu dem Liederbuche aufgefaßt werden:

Du hast die Lieder nun, und zur Belohnung
Für alles, was ich für Dich litt,
Besuchst Du Deine seelge Wohnung;
So nimm sie mit;
Und sing sie manchmal an den Orten
Mit Lust, wo ich aus Schmerz sie sang,
Dann denck an mich, und sage: dorten
Am Flusse wartete er lang. —

Die Kompositionen werden demnach im Laufe des Jahres 1768 entstanden sein. Nach Goethes Briefe vom Februar 1769 haben nicht alle Lieder Friederikens Beifall gefunden: „Meine Lieder, davon ein Theil das Unglück gehabt hat, Ihnen zu misffallen, werden mit Melodien auf Ostern gedruckt . . ." In dieser Gestalt, mit den Kompositionen von Bernhard Theodor Breitkopf, ist das Liederbuch bekannt geworden; Goethes Name ist aber auf dem Titelblatte nicht genannt. Das ebenfalls aus kleinem Querfolio bestehende Album umfaßt zwanzig Lieder mit ebenso vielen Melodien. Die Kritik sprach sich günstig aus. Zwar scheint Goethe Breitkopfs Talent nicht allzuhoch geschätzt zu haben, denn schon im Mai 1767 schreibt er in diesem Sinne an Cornelia: „Mons. Breitkopf n'aiant pas beaucoup de talens, pour le tendre", doch urteilte Hiller als der berufenste Kenner günstig: „Diese Liedersammlung hat vor anderen den Vorzug, daß die Texte alle unbekannt sind, und von einem Dichter herrühren, der sie nirgends vorher hatte drucken lassen. Ihre Zahl beläuft sich auf zwanzig Stück, und wenn man sie lieset, wird man gestehen, daß es dem Dichter keineswegs an einer glücklichen Anlage zu dieser scherzhaften Dichtungsart fehle. Sie verdienten, in einer Sammlung bekannt gemacht, und so artig componirt zu werden, als hier vom Herrn Breitkopf geschehen ist, von dessen musikalischem Genie wir ohnlängst die ersten Proben in einer Sammlung von Menuetten und Polonaisen gesehen haben."

Judenpredigt.

Sagen de Goyen wer hätten kä König, kä Käser, kä Zepter kä Kron; do will ich äch aber beweise dass geschrieben steht: dass mer haben äch König, äch Käser, äch Zepter äch Kron. Aber wo haben mer denn unsern Käser? Das will äch och sage. Do drüben über de grose grause rothe Meer. Und do wäre dreymalhundert-tausend Johr vergange sey, do werd äch groser Mann, mit Stiefle und Spore grad aus, schnurstracks gegange komme übers grose grause rothe Meer, und werd in der Hand habe äch Horn, und was denn vor äch Horn? äch Dut-Horn. Und wenn der werd ins Horn düte, do wären alle Jüdlich die in fünftausend Johren gepöckelt sind, die wären alle gegange komme ans grose grause rothe Meer. No was sogt ihr dozu? Und was äch grob Wonner sey werd, das will ich äch och sage: Er werd geritte komme of äch grose schnee-weise Schimmel; un was äch Wonner wenn dreymal-hundertneunundneunzig tausend Jüdlich wär of den

Die Judenpredigt.
Faksimile nach dem Original in der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Schimmel sitze, so wären se alle Platz habe; un wenn äh einziger Goje sich werd ach drof setze wolle, so werd äh kaan Platz finne. No was sogt ehr dezu? Aber was noch vor äh großer Wunner gescheh werd, das will ich äch ach sage: Un wenn die Jüdlich alle wärn of de Schimmel sitze, so werd der Schimmel kriege grade seine große große Flügel ausstrecke, so wären die Goje denke: kenne mer nich of de Schimmel setze wer mer doch of de Flügel. Un do wärn sich alle of de Flügel nuf setze: Un wenn se alle drof setzen, un der große schene weiße Schimmel werd gegange komme dorch's grausige rothe Meer zorück, so werd äh de Flügel falle lasse, un de Goje werde alle nunder falle ins große grausige rothe Meer.
No was sogt ehr dezu?

Der Zeit nach um etwa ein Jahr älter als dieses längst bekannte Leipziger Liederbuch ist eine kleine nach der Geliebten genannte Gedichtsammlung, über deren Entstehung wir aus „Dichtung und Wahrheit" so mancherlei erfahren, die uns aber ein günstiges Geschick erst vor einigen Jahren wiedergeschenkt hat. Der Leser wird sich erinnern, daß Behrisch an Goethes „eigenen Sachen" lebhaften Anteil nahm, daß er sie „mit Nachsicht" beurteilte und den jungen Freund gewähren ließ, „nur unter der Bedingung, daß er nichts drucken lassen sollte". Dafür versprach er, die Stücke, die er für gut hielt, selbst abzuschreiben, um sie in einem schönen Bande ihm selbst zu verehren. Dieses Manuskript hat Behrisch thatsächlich zusammengebracht. „Die Titel der Gedichte waren Fraktur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichts eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wohl selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit brauchte, gar zierlich nachzuahmen wußte." Goethe nennt diese Liedersammlung nach seinem Mädchen schlechthin die „Annette".

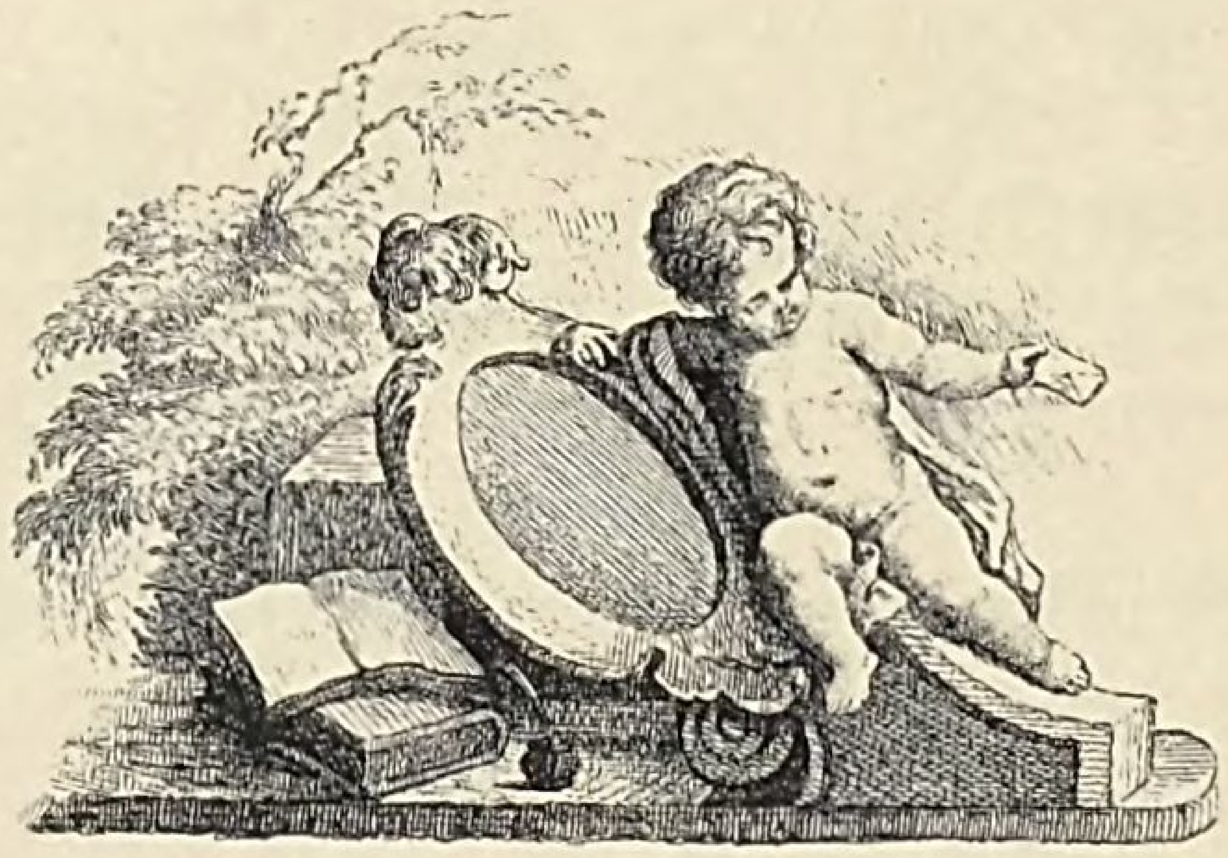
Im August 1767 sind es „douze pieces qui seroit ecrites en pleine magnificence, inconnue jusque lors au monde, sur 50 feuilles in octavo minore, et que le titre seroit Annette en depit de grecs qui avoit donne les noms des neuf muses aux Livres d'Herodote . . ." Auf dieses Bekenntnis hin ist Cornelia offenbar begierig geworden, diese Lieder kennen zu lernen. Sie muß sich indessen zunächst in Geduld fassen: „Ich schickte euch gern die Annette, wenn ich nicht befürchten müßte, daß ihr mir sie abschriebt. Bis hierher hat es zwölf Leser und zwo Leserinnen gehabt, und nun ist mein Publicum aus. Ich liebe gar den Lärm nicht." Erst die Weimarische Ausgabe hat vor vier Jahren das Buch „Annette" den Freunden des Dichters mitgeteilt. Es ist mit dem Nachlasse des Fräuleins von Göchhausen (gest. 1807), der Hofdame der Herzogin Anna Amalie, 1894 durch Stiftung ins Goethe- und Schillerarchiv gelangt. Goethe hat es ihr wohl selbst einmal gegeben und vergessen, es zurückzuverlangen. Es ist in einen feinen Franzband gebunden und umfaßt 99 Seiten; der Titel, zierlich in Fraktur geschrieben, lautet ANNETTE; Ort und Zeit: Leipzig 1768. Dem Titel schließt sich auch die Widmung an:

An Annetten.

Es nannten ihre Bücher
Die Alten sonst nach Göttern,
Nach Musen und nach Freunden,
Doch keiner nach der Liebsten;
Warum sollt' ich, Annette,
Die Du mir Gottheit, Muse,
Und Freund mir bist, und Alles,
Dies Buch nicht auch nach Deinem
Geliebten Namen nennen?

Zu den zwölf Nummern kommen noch sechs epigrammatische Kleinigkeiten hinzu, unter diesen auch „Das Schreien", das aus Friederikens Liederbuch bekannt ist. Von den übrigen Nummern ist die Ode an Zachariä und das Lied „An den Schlaf", das wir auf S. 69 in Faksimile wiedergeben, bekannt. Im allgemeinen darf man der kleinen Sammlung nicht mit allzu großen Erwartungen entgegenkommen, und Suphan hat recht, wenn er daran erinnert, daß man auch bei einem Goethe nicht vergessen dürfe, daß kein Meister vom Himmel gefallen ist.

Unsere Faksimiles geben noch zwei Goethische Handschriften der Leipziger Zeit, beide ebenfalls in der Hirzelschen Sammlung der Universitätsbibliothek, wieder: die erste Seite der „Mitschuldigen" und die „Judenpredigt", ein im jüdischen und zwar Frankfurter Dialekt geschriebener Sermon, ein lustiger Scherz, den Goethe im Freundeskreise vorzutragen geliebt haben soll. Ein Vergleich der beiden Handschriften, von denen die der „Mitschuldigen" sicher authentisch ist, zeigt indessen in Einzelheiten wie im ganzen Duktus große Verschiedenheiten. Die Handschrift der Judenpredigt könnte auch die von Behrisch sein.



VII.

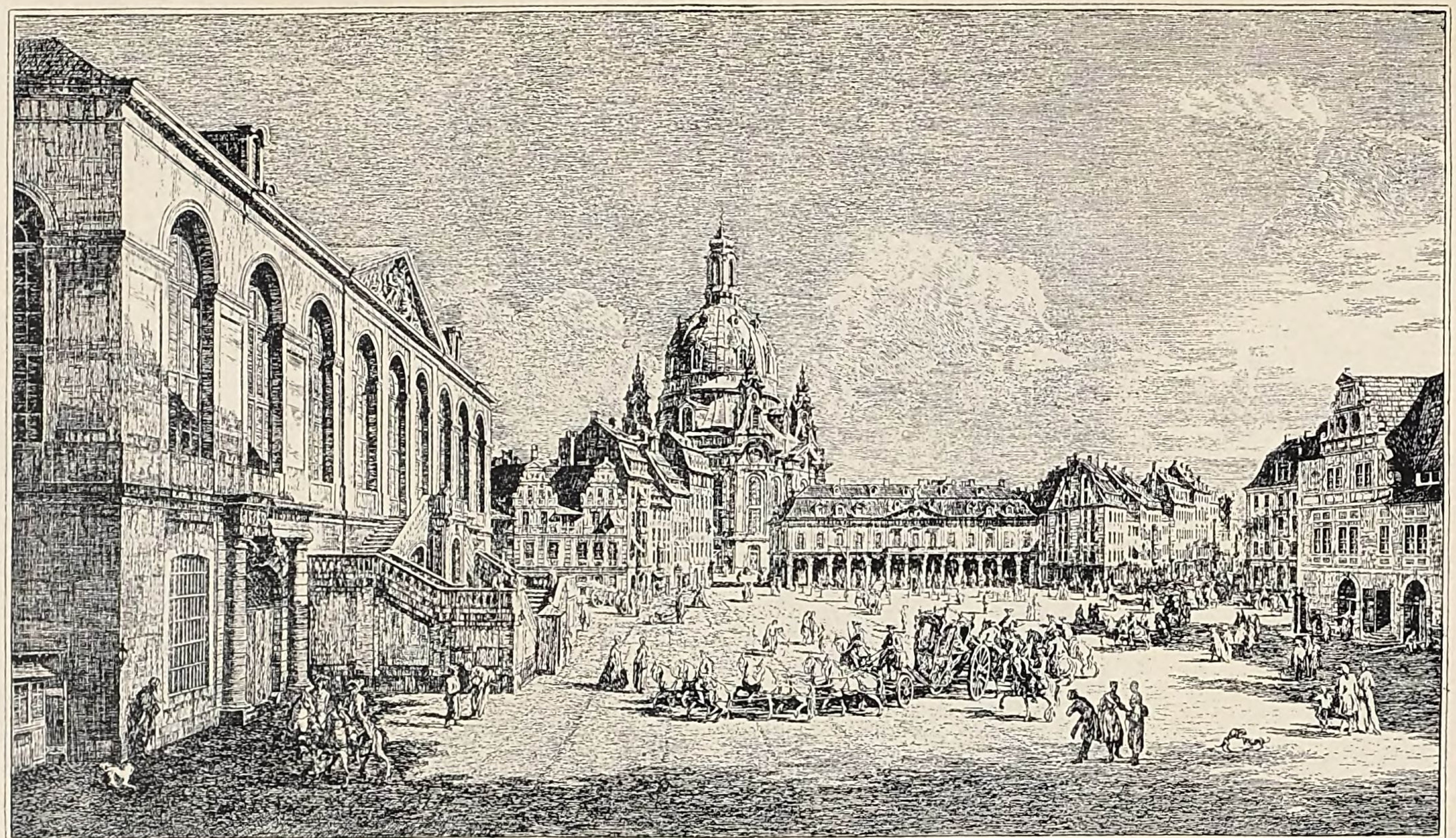
Dresden. Abschied.

Als eine in das Einerlei des täglichen Lebens Abwechselung bringende Episode fällt in den dreijährigen Leipziger Aufenthalt eine Reise nach Dresden, etwa ein halbes Jahr, bevor unser Dichter Leipzig verließ. Das Datum können wir ziemlich genau aus den Briefen an Behrisch erschließen. Er schreibt bereits im Oktober 1767 an den Freund: „Ich will diesen Winter noch manches studieren, und hernach mit dem Märzen, etwas nach Dreßden, und etwas an Dich schicken." Im März aber schreibt er: „Nicht wahr das hättest Du nie vermuhtet, ich binn in Dreßden gewesen, auf zwölf Tage, die Gallerie zu sehen, die habe ich gesehen, was man gesehen heisst." Die Reise muß also wohl in den Februar, spätestens in die erste Woche des März gefallen sein. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir die äußere Veranlassung dazu Oeser zuschreiben, der damit dem gelehrigen Schüler, mit dem er sehr zufrieden gewesen und dem er einmal gesagt hatte: „Seien Sie immer mit Ihrem Zeichnen zufrieden, es wird nicht jedem so leicht wie Ihnen", einen Kunstgenuß ersten Ranges bieten wollte. In dieser Erwartung hatte er sich auch nicht getäuscht, denn nicht nur die Gallerie in ihrer ganzen Anlage und Einrichtung, vor allem mit ihren Schätzen, sondern die ganze Stadt machte auf den jungen Studenten einen so nachhaltigen Eindruck, daß er sich kurz nach der Rückkehr nach Leipzig Behrisch gegenüber zu der Äußerung versteht: „Dresden ist ein Ort, der herrlich ist, und wenn mirs erlaubt wäre ein kleines Supplement daran zufügen, so wünsche ich mich nie hinaus."

Die Gemäldegallerie (als Stallgebäude unter Kurfürst Christian I. 1586 bis 1591 errichtet) war damals in dem im Jahre 1729 ausgebauten, in den Jahren 1744 bis 1747 für sie hergerichteten Palaste am Neumarkt untergebracht, der jetzt unter dem Namen Johanneum bekannt ist und das historische Museum und die Porzellansammlung beherbergt. „Ich trat in dieses Heiligthum", so schildert

Goethe in „Dichtung und Wahrheit" seine Eindrücke, „und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der sie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien." Zur Erläuterung mag dienen, daß das Gebäude rechteckig ist und die Gallerie, nicht allzubreite Korridore, an den vier Seiten entlang lief, so daß man nach dem Rundgange wieder an den Eingang zurückkehrte. Eigentlich waren es aber zwei Gallerien, eine äußere, die ihr Licht von der Straße erhielt, und eine innere, die von einem Lichthofe aus beleuchtet wurde. Der Bestand der Sammlung an Werken alter Meister, deren Wert und Zahl jetzt noch den Kunstfreund mit Staunen erfüllt und der Kunstliebe der Wettiner Fürsten ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, war damals beinahe derselbe, den der gegenwärtige Katalog verzeichnet. Den großartigen Erwerbungen, die von August dem Starken und seinem Nachfolger August III. gemacht worden waren, war durch den Siebenjährigen Krieg ein Ziel gesetzt worden. Als im Herbste 1763, nach Beendigung des Krieges, der kunstsinnige Friedrich Christian zur Regierung gelangt war, durfte man hoffen, daß auch für Kunst und Wissenschaft eine neue Zeit kommen werde; aber nur bis Weihnachten hat der hoffnungsvolle Kurfürst regiert; er starb an den Blattern, und die Sammlung alter Meister blieb bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein, was sie war.

Goethe schildert den zerstörten und verödeten Zustand Dresdens, der als Folge des Siebenjährigen Krieges tiefen Eindruck auf ihn machte: „Die Mohrenstraße im Schutt, sowie die Kreuzkirche mit ihrem geborstenen Thurm drückten sich mir tief ein und stehen noch wie ein dunkler Fleck in meiner Einbildungskraft. Von der Kuppel der Frauenkirche sah ich diese leidigen Trümmer zwischen die schöne städtische Ordnung hineingesäet; da rühmte mir der Küster die Kunst des Baumeisters, welcher Kirche und Kuppel auf einen so unerwünschten Fall schon eingerichtet und bombenfest erbaut hatte. Der gute Sakristan deutete mir alsdann auf Ruinen nach allen Seiten und sagte bedenklich lakonisch: ‚Das hat der Feind gethan!'" Unsere beiden Abbildungen führen uns in das damalige Dresden ein. Es sind zwei Radierungen von Bernardo Belotto, genannt Canaletto (geb. 1720 in Venedig), der seit 1747 in Dresden thätig war und uns in einer großen Reihe von Ölgemälden, von denen die meisten die königliche Gemäldegallerie besitzt, sowie in einer Folge radierter Blätter die Stadt in ihrer Glanzzeit, aber auch in dem Zustande, in dem Goethe sie kennen lernte, erhalten hat. Das eine Blatt zeigt den Neumarkt mit der Frauenkirche, links sieht man das damalige



Perspective de la Facade de la Gallerie Roïale avecune partie de l'Eglise Nôtre Dame Vue de la grande Garde, et de la Pirnaische Gasse aiant de l'autre côté le Gewandt haus

La vue a été prise du Juden-Hoff.

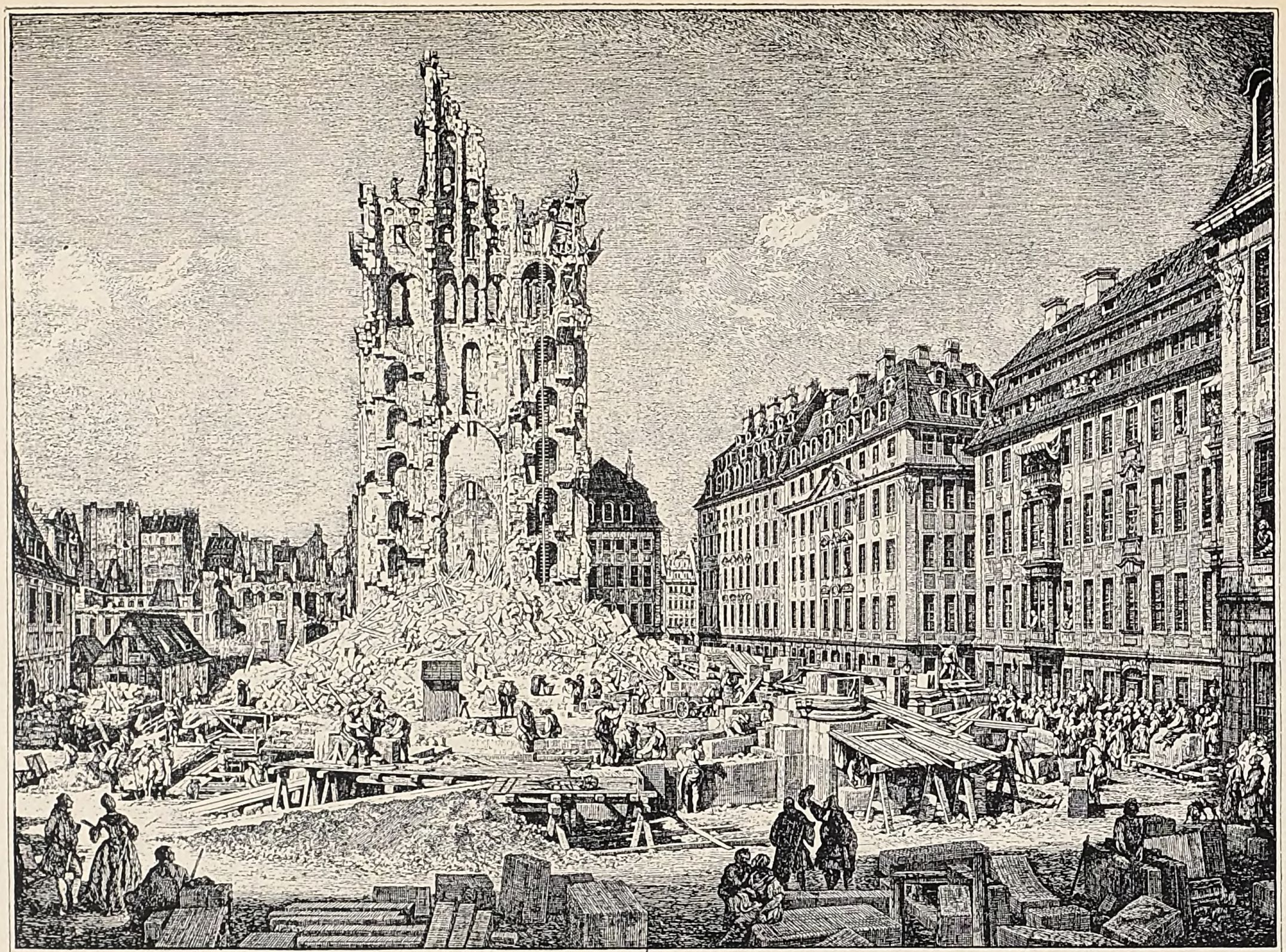
Depeint dessiné et gravé par Ber. Belotto de Canaletto Pim. R. 1749

Galleriegebäude mit seiner großen Freitreppe; das zweite die Ruinen des Kreuzturmes, der bei der Beschießung durch die Preußen am 19. Juli 1760 einstürzte und zwar auf das Dach der Kirche, die ebenfalls ein Trümmerhaufen wurde. Der Grundstein der neuen Kirche, die auf dem Bilde im Bau begriffen ist, wurde im Juli 1764 gelegt, ein Jahr darauf stürzte die hintere Wand des alten Turmes, den man ausbessern wollte, ein; der Turm mußte infolgedessen nun abgetragen werden.



Christian Ludwig von Hagedorn.
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff.

Als einen besondern Gewinn betrachtete Goethe die Bekanntschaft mit dem bekannten Christian Ludwig von Hagedorn, dessen Bildnis, ein Meisterwerk von Anton Graff auf der Leipziger Universitätsbibliothek, wir zum Schlusse hier wiedergeben. Hagedorn (1713—1780), ein geborener Hamburger, Bruder des Dichters, ein vielseitig gebildeter Mann, war der verständnisvolle Leiter der sämtlichen sächsischen Kunstanstalten, der Begründer der beiden Akademien in Dresden und Leipzig, Verfasser der viel gelesenen „Betrachtungen über die Malerei", ein Freund Winckelmanns.



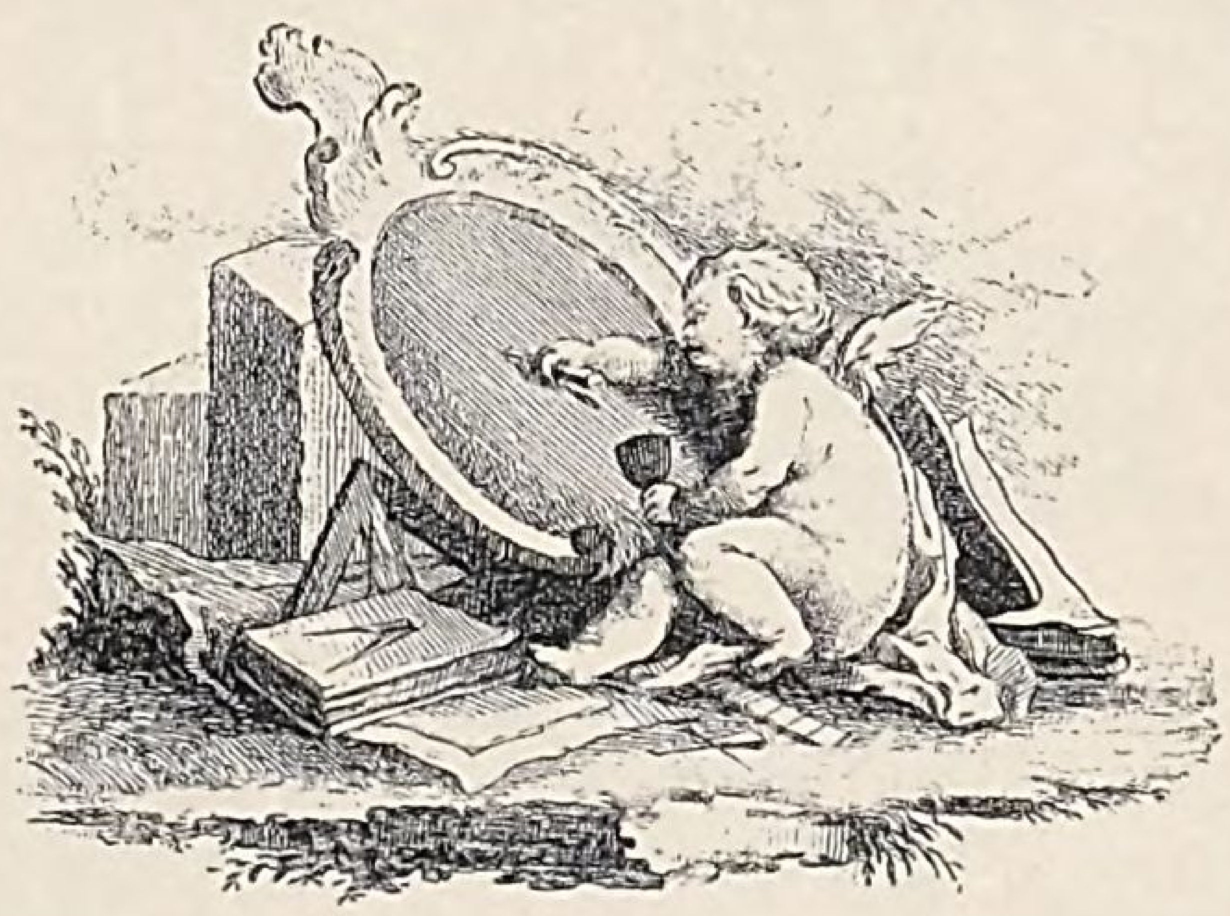
Vue des Débris, de la Tour de S.te Croix, qui s'écroula le 22.me de Juin 1765, dans le tems qu'on commencoit à relever l'E-
glise, laquelle avoit péri par le Bombardement de la Ville de Dresde en 1760 — 70 au de Dresde, selon le pan de Mur qui demeura sur pied, haut de 120 au.ne
Dedié, a Son Altesse Royale, Madame l'Electrice Douairiere de Saxe
La vue a été prise, du Cabinet de M.r le Surintendant Ecclésiastique Docteur am Ende — par Son très Soumis Serviteur Bern. Belotto de Canaletto Mem.bre de l'Acad.mie Elec.le des Arts 1765

Er hatte sich selbst eine Gemäldesammlung angelegt, nach seinem Geschmack: nordisch, landschaftlich, bürgerlich, ja, soweit es damals möglich war, deutsch-national, wie ihn Justi charakterisiert. Diese Sammlung, in die Goethe Zutritt erhielt, kam nach Hagedorns Tode nach Dänemark.

Nach der Rückkehr von Dresden hat Goethes Aufenthalt in Leipzig noch ein halbes Jahr gewährt, eine Zeit, die auf seinen durch Laune und Eifersucht erregten Zustand vielleicht lindernd und beruhigend wirkte, in der aber seine Gesundheit einen schweren Stoß erhielt. Das Verhältnis zu Käthchen hatte sich insoweit äußerlich geklärt, als beide sich fortan nur noch in Freundschaft, nicht mehr in Liebe gehörten. Die Aussprache war erfolgt, der „schröckliche Zeitpunkt", der vor dieser wie ein Alp auf den Gemütern lastenden Erklärung lag, war vorüber: der Dichter gehörte wieder sich selbst, und Käthchen war frei, der Werbung eines andern zu folgen. „Nun kenne ich erst das Leben", schreibt Goethe Ende April an Behrisch. Aber ein tückisches Geschick wollte es, daß gerade die letzten Monate die Erinnerung an die durch heitern Lebensgenuß und Freude am Dasein verschönten Jahre getrübt haben. Seine Gesundheit war schon seit Jahren nicht im besten Zustande; Ausgelassenheit, der unregelmäßige und mitunter auch etwas leichtsinnige Lebenswandel der „galanten" Leute, endlich Zumutungen, die er an seinen Körper stellte, und Verstöße in der Diät trugen das Ihrige dazu bei, ihn auf das Krankenlager zu werfen. In einer Julinacht erwachte er mit einem Blutsturze, infolgedessen er mehrere Tage zwischen Leben und Tod schwebte. Zwar gelang es dem im Breitkopfischen Hause wohnenden, schnell herbeigerufenen Doktor Reichel, die Gefahr zu beseitigen, aber der Zustand forderte doch große Ruhe und blieb zunächst nicht unbedenklich. Denn alles schien auf eine Erkrankung der Lunge hinzudeuten, eine Gefahr, die für das jugendliche Alter, in dem unser Dichter damals stand, doppelt schwer gewogen hätte. Seine gute Natur hat diesen Ansturm glücklich überwunden, wenn es auch geraumer Zeit bis zur völligen Genesung bedurft hat. Getröstet und erquickt hat ihn aber in jenen leidensvollen Tagen die Liebe und Freundschaft der Menschen, in deren Hause er verkehrt, denen er lieb und wert geworden, denen sein sonniges Gemüt und seine Lebenslust so manche heitere Stunde gebracht hatte. So erntete er hier, was er gesäet hatte, und diese Liebe, die der bejahrte Dichter, als er seine Lebenserinnerungen niederschrieb, noch so dankbar empfunden hat, bildet den versöhnenden Abschluß für das äußerlich bittere Leid beim Abschiede von Leipzig. An seinem Geburtstage, dem 28. August 1768, schied er von der Stadt, in der er drei Jahre seines inhaltsvollen Lebens verbracht hatte.

Wer Goethes Leben und Werke zu beschreiben, wer die Geschichte seiner Entwickelung zu schildern hat, der mag untersuchen, was der dreijährige Leipziger Aufenthalt für den Dichter zu bedeuten gehabt hat. Wer wie wir sich lediglich die Aufgabe gestellt hat, in Bildern aus jener Zeit einen Teil eines großen Menschen-

lebens zu belegen, der darf auf eine derartige pragmatische Darstellung verzichten und genießt lediglich die Freude, aus der Ferne den Dichter auf einem Abschnitt seines Lebenspfades begleitet zu haben. Vom Thal hat der Weg in die Höhe, in sonnenumglänzte Sphären geführt. Die Stadt, die wir hier kennen gelernt haben, liegt mit am Beginn der Wanderung, die dort hinauf geführt hat. Als „Klein-Paris" nennt sie der Dichter des Faust; auf die schönste Frauengestalt, die sein Genius geschaffen, ist ein schlichtes Leipziger Bürgermädchen nicht ohne Einfluß gewesen. Bis an seinen Tod, also zwei Menschenalter hindurch, hat er mit Freunden in Leipzig, wohin er gelegentlich zurückgekehrt ist, in freundschaftlicher, wissenschaftlicher und geschäftlicher Verbindung gestanden. Als er auf der ersten Wiederkehr im März 1776 durch Naumburg kam, wurde die Erinnerung an die Vergangenheit lebendig, wo er „als kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe" das Posthaus betrat. Der Dichter des „Werther" durfte so denken. Und doch, wenn Otto Jahn vor fünfzig Jahren schrieb: „Leipzig hat Goethe nicht den Lorbeer ins Haar gewunden, aber noch hat der Blumenstrauß, den der Jüngling hier gepflückt, unvergänglich frischen Duft" — so meinen wir in Zuversicht, daß dieser Duft, der uns so oft erquickt hat, auch über die Wende des Jahrhunderts hinaus den kommenden Geschlechtern in unvergänglicher Frische sich erhalten wird.



Litteratur.

Goethes Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. von Loeper. Berlin o. J., Gustav Hempel.

Goethes Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. 2. Aufl., Leipzig 1867.

Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. I. Teil. Leipzig, S. Hirzel.

Fünfzehn Briefe Goethes an seine Schwester, 21. Juni 1765 bis 14. Oktober 1767, und einundzwanzig Briefe Goethes an Behrisch, Oktober 1766 bis Mai 1768, aus dem Goethe-Archiv zum erstenmal veröffentlicht von Ludwig Geiger im Goethe-Jahrbuch, VII. Band, S. 3 ff.

W. von Biedermann, Goethe und Leipzig. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethes Aufnahme auf Leipzigs Hochschule. 2 Teile, Leipzig 1865.

Blume, Goethe als Student in Leipzig. Jahres-Bericht über das k. k. akademische Gymnasium in Wien für das Schuljahr 1883—1884. Wien 1884.

Das nach der Moral beschriebene galante Leipzig in den seltsamen Begebenheiten des Barons von E(hrenhausen) und seines Hofmeisters. Sechs Stücke 1768 bis 1769.

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jetzo zuerst ans Licht gestellt [von Friedrich Zarncke], Leipzig 1879. — Der Verfasser dieser Beschreibung ist Johann Heinrich Jugler, der 1758 in Lüneburg geboren war, 1777 in Leipzig unter die Zahl der Studierenden aufgenommen wurde, Medizin studierte, praktischer Arzt wurde, zuletzt in Lüneburg, wo er 1814 starb. Er hat eine reiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltet.

Der Leipziger Student vor hundert Jahren. Neudruck aus den „Wanderungen und Kreuzzügen durch einen Theil Deutschlands von Anselmus Rabiosus dem Jüngern". (Leipziger Neudrucke, herausgegeben von G. Wustmann. 1. Bd. Leipzig 1897.) — Die erste Auflage dieser Schilderung stammt aus dem Jahre 1795; der Verfasser ist Andreas Georg Friedrich Rebmann. Seine Darstellung soll der Wahrheit entsprechen, obwohl sie vielfach den Eindruck der Gehässigkeit macht. Wir haben sie nur gelegentlich zu Rate gezogen.

Friedberg, Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1898.

Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze [I. Folge]. Leipzig 1885. (10. Abschnitt: „Goethiana".)

Leipzig und seine Bauten. Zur X. Wanderversammlung des Verbandes Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine in Leipzig vom 28. bis 31. August 1892 herausgegeben von der Vereinigung Leipziger Architekten und Ingenieure. Leipzig 1892. (Der II. Abschnitt „Aus der Baugeschichte" von G. Wustmann, S. 56 ff.)

Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsens. 17. und 18. Heft: Stadt Leipzig, bearbeitet von Cornelius Gurlitt. Dresden 1895—96.

Wustmann, Leipzig durch drei Jahrhunderte. Ein Atlas zur Geschichte des Leipziger Stadtbildes im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Leipzig 1891.

Wustmann, Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig für Alt und Jung. Leipzig 1897.

Zu den Abbildungen sei bemerkt, daß die Silhouetten von Huber, Kreuchauf, Zachariä und Madame Oeser dem Werke von E. Kroker: „Die Ayrerische Silhouettensammlung, eine Festgabe zu Goethes 150. Geburtstag, Leipzig 1899" entlehnt sind. Die Nachbildungen der Graffschen Werke, und zwar die Porträts von Weiße, Hiller, Reich, Gellert, Böhme, Clodius und Hagedorn sind den Originalaufnahmen meines im Auftrage der königl. sächs. Kommission für Geschichte herausgegebenen Werkes: „Anton Graff, Bildnisse von Zeitgenossen des Meisters in Nachbildungen der Originale, Leipzig 1898" nachgebildet. Den Vignetten unter den einzelnen Abschnitten liegen die in den Jahren 1765—1767 angefertigten Originalradierungen des Leipziger Kupferstechers Johann Friedrich Bause zu Grunde.

Anmerkungen.

Zu S. 2. Über das Goethe-Bildnis, das Oeser radiert haben soll, vgl. Zarncke, Kleine Schriften I, S. 54 ff. und S. 72.

Zu S. 3. Die Schattenrisse, verkleinert, sind denen in Rolletts Goethe-Bildnissen auf S. 22 und 49 nachgebildet. Über die einzelnen Bildnisse des Dichters vgl. besonders Zarncke, Kurzgef. Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis (Leipzig 1888), S. 10, 64 (Nr. 69) und S. 71 (Nr. 85).

Zu S. 6. Über Leipzig im Siebenjährigen Kriege vgl. den Aufsatz von E. Kroker in den von Wustmann herausgegebenen „Quellen zur Geschichte Leipzigs", II. Band, S. 389 ff., bes. S. 490 f.

Zu S. 13. Über Karoline Schulze vergl. den Aufsatz vom Freiherrn v. Biedermann in dessen „Goethe-Forschungen", N. F. (Leipzig 1886), S. 189 ff. Daselbst befindet sich auch das Bildnis in Lichtdruck.

Zu S. 14. Über die Geschichte des Breitkopfischen Hauses vgl. O. v. Hase, Breitkopf und Härtel, Buch- und Notendrucker, Buch- und Musikalienhändler in Leipzig. Ergänzter Sonderabdruck aus der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (Leipzig 1894) S. 5—13, und A. von Hase, Unsere Hauschronik. Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten (Leipzig 1898), S. 200.

Zu S. 17. Neudrucke von den alten Kupferplatten hat Wustmann veröffentlicht in der „Zeitschrift für bildende Kunst", N. F. 4. Jahrg. (1893) zu S. 97 ff. Vgl. dazu neuerdings Koetschau, ebda. 10. Jahrg. (1898—99), S. 199 ff. Originaldrucke besitzt auch das Kupferstichkabinett des Leipziger Museums.

Zu S. 19. Näheres über die Leipziger Kunstsammlungen des achtzehnten Jahrhunderts s. in meinem Buche „Das städtische Museum zu Leipzig von seinen Anfängen bis zur Gegenwart" (Leipzig 1892), S. 1 ff., und in der Einleitung zu meiner Veröffentlichung „Studien und Entwürfe älterer Meister im städtischen Museum zu Leipzig" (Leipzig 1895).

Zu S. 22. Die Anfänge des Katalogs der Sammlungen Richters sind abgedruckt in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste", 18. Band, Leipzig 1775.

Zu S. 23. Franz Wilhelm Kreuchaufs Schriften zur Leipziger Kunst und zwar die Zuschrift an Herrn Gottfried Winkler (Einleitung zum Katalog seiner Sammlung), Oesers Gemälde in Winklers Sammlung, Gellerts Monument, Oesers neueste Allegoriegemälde im Hause des Bürgermeisters Müller, in den Musiksälen zu Leipzig, in Gohlis und in Nischwitz, hat kürzlich Wustmann herausgegeben (Leipziger Neudrucke, 2. Bändchen).

Zu S. 24. Zur Beschreibung des Rosmäslerschen Promenadenbildes darf der köstlichen Schilderung nicht vergessen werden, die Goethe nach einem kurzen Besuche in Leipzig im Mai 1776 in einem Briefe an seinen Herzog giebt: „Da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderbar worden beim Nähern, und kann nicht sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz-, grau-, streiffröckigen, krummbeinigen, perrückengeklebten, degenschwinglichen Magisters, gegen die feiertagsberockte, altmodische, schlankliche, vieldünkliche Studentenbuben, gegen die zückende, kriechende, schnäbelnde und schwämelnde Mägdlein und gegen die strotzliche, schwänzliche und finzliche Jungmägde ausnimmt, welche Greuel mir alle heut um die Thore als am Marientagsfeste entgegnet sind." Wohl etwas zu schwarz gefärbt!

Zu S. 25. Von der Wiedergabe einer solchen Gartenanlage haben wir hier abgesehen, da weder die Situationspläne noch die Ansichten das wiederzugeben vermögen, was Goethe empfunden hat. Eine Ansicht von Apels Garten (der nach einem späteren Besitzer „Reichels Garten" heißt) aus der Mitte des Jahrhunderts, die indessen nicht viel mehr als die Situation wiedergiebt, ist in Heinemanns „Goethe", 2. Aufl., Tafel zu S. 57, abgebildet. Vgl. Wustmann, Quellen zur Geschichte Leipzigs, II, S. 518 ff.

Zu S. 28. Zur Studenten-Geographie vgl. Wustmanns Atlas „Leipzig durch drei Jahrhunderte", S. 24, und das Goethe-Jahrbuch, Band X (1889), S. 313.

Zu S. 28. Im Hinblick auf die berühmte Scene, die im Faust in Auerbachs Keller spielt, liegt die Frage nahe, ob Goethe das historische Lokal gekannt hat. Man darf sie ohne weiteres bejahen. Goethe dürfte wohl auch die beiden auf Holz gemalten, noch jetzt in Auerbachs Keller in zwei Wandbögen angebrachten Gemälde mit Bildern aus der Faustsage gesehen haben. Das eine stellt dar, wie Faust mit Studenten und Musikanten an einer reichbesetzten Tafel zecht, das andere wie er auf dem Fasse aus dem Keller reitet; das erste hat als Unterschrift ein lateinisches Distichon, das zweite deutsche Verse. Nach der oben an jedem Bilde angebrachten Jahreszahl wird der Vorgang in das Jahr 1525 verlegt; die Entstehung der Bilder ist wesentlich später anzusetzen. Vgl. Stieglitz in den „Beiträgen zur vaterländischen Altertumskunde", herausg. vom sächs. Vereine zur Erforschung vaterländischer Altertümer zu Leipzig, I. Band (Leipzig 1826), S. 70 ff.; Gurlitt, Bau- und Kunstdenkmäler Leipzigs, S. 451; Wustmann, Bilderbuch, S. 6.

Zu S. 33. Der Titel des Programms von Rechenberg ist: De ICtis qui Lipsiae profecerunt. Vgl. auch Friedberg, Das Collegium Juridicum. Ein Beitrag zur Geschichte der Leipziger Juristenfacultät (Leipzig 1882), S. 64.

Zu S. 40. Die Charakteristiken von Morus und Ernesti bei Jugler, Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren, S. 58.

Zu S. 41. Über die Leipziger Galanterie vgl. den Abschnitt „Leipziger Pasquillanten des 18. Jahrhunderts" von G. Wustmann in dessen gesammelten Aufsätzen „Aus Leipzigs Vergangenheit", N. F. (Leipzig 1898), S. 244.

Zu S. 43. Die Schattenrisse der sog. Schönkopfischen Tafelrunde wurden zum erstenmale veröffentlicht in der „Illustrierten Zeitung" Nr. 2147 vom 23. August 1884 mit Erklärung vom Freiherrn v. Biedermann, danach verkleinert in Heinemanns „Goethe", 2. Aufl., S. 69. Vgl. dazu Zarncke, Kleine Schriften I, S. 15, und Kroker, Die Ayrerische Silhouettensammlung, S. 37. Ich will nicht unbemerkt lassen, daß nach einer Mitteilung die Anzahl der Silhouetten ursprünglich 17 betragen haben soll; eine soll früher abhanden gekommen sein, wohin? vermag ich nicht zu sagen.

Zu S. 44. Eine Kopie der Originalminiature, die aber deren Reize nicht wiederzugeben vermag und von später Hand herrührt, besitzt Frau Geheimrat Therese Preil, ebenfalls eine Urenkelin Käthchens, in Dresden. In Leipziger Privatbesitz ist noch, was hier lediglich der Kuriosität halber erwähnt werden mag, das mit Korallen besetzte Kreuz erhalten, das Käthchen auf dem Bildnisse trägt; außerdem jetzt auf der Stadtbibliothek befindlich ein Buch, das ihre Wäscheausstattung verzeichnet, als sie heiratete. Ihr Vater scheint danach in gutbürgerlichen Verhältnissen gewesen zu sein.

Zu S. 46. Krügers „Herzog Michel" war damals eines der bekanntesten Stücke: „Auf welchem Theater wird er nicht gespielt, und wer hat ihn nicht gesehen oder gelesen?" so fragt Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie (83. Stück). Bemerkenswert ist, daß in der „Sammlung theatralischer Gedichte nebst einigen Gedichten und Epigrammen auf Schauspieler und Schauspielerinnen" (Leipzig 1776 bey Carl Friedrich Schneidern) auch eine Rede enthalten ist, „welche nach Aufführung des Poeten nach der Mode (von C. F. Weiße) und Herzog Michels, so einige Kinder aus angesehenen Familien in Leipzig, Anno 1768 während des Aufenthalts der Kochischen Gesellschaft in Weimar, vorgestellet

haben". Zu derselben Zeit also, wo Goethe den „Herzog Michel" spielte, haben Leipziger Dilettanten das Stück im Komödienhaus aufgeführt:

So weise wird in unsern Tagen
Der jungen Mädchen schlauer Witz,
Daß sie sich an den Musen-Sitz
Und die Unsterblichkeit des großen Reimreichs wagen.

Zu S. 51. Über Oeser vgl. außer dem Abschnitt bei Justi, Winckelmann, 2. Aufl., I, S. 316 ff. besonders die erschöpfende Biographie von Alphons Dürr, Adam Friedrich Oeser. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts (Leipzig 1879). — Von Gemälden des Meisters befindet sich manches in Leipziger Privatbesitz; eine reichhaltige Sammlung von Zeichnungen und Entwürfen im Kupferstichkabinett des städtischen Museums der bildenden Künste und bei Herrn Dr. Alphons Dürr in Leipzig-Connewitz, einige Aquarellentwürfe (Theatervorhang und Plafond des alten Gewandhaussaales) in der Stadtbibliothek. Der Entwurf für das Winckelmann-Denkmal ist auch in Gipsabgüssen zu haben und verdiente Verbreitung.

Zu S. 56. Goethes Beschreibung des Oeserschen Theatervorhanges (der 1799 durch einen neuen von der Hand von Veit Hans Schnorr, Oesers Nachfolger, ersetzt wurde) bedarf in einem Punkte der Berichtigung. Dargestellt ist in dem Vorhofe nicht der Tempel des Ruhmes, sondern der der Wahrheit; außer den neuern Schauspieldichtern, die sich um die beiden Statuen gruppieren, sind auch die des Altertums dargestellt. Im einzelnen stellt sich die Scenerie folgendermaßen: links neben der einen Kranz auf Sophokles' Postament niederlegenden tragischen Muse Sokrates, neben ihm sein Freund Euripides, ferner Seneca und Aeschylos (der sich niederbückt zur Geschichte und ihr eine Maske zeigt). Rechts wird die Statue des Aristophanes von der komischen Muse bekränzt, wobei die Tanzkunst und ein Putto behilflich sind. Daneben lehnt sich Plautus auf seinen Stab, neben ihm Terenz, der Amor mitbringt, vor ihm sitzt Menander, der dem Lustspiel eine neue Gestalt giebt, im Hintergrunde die satirischen Spiele der Griechen. Die Gebärde des Aristophanes zeigt, daß er über die tragischen Dichter spottet, Sophokles scheint ihm zu antworten, indem er mit der einen Hand auf die Wahrheit und mit der andern auf die Grazien weist, die über dem Tempel schweben. (Kreuchauf.) — Die der Stadtbibliothek gehörige Kopie ist von einem Schüler Oesers, Christoph Friedrich Wiegand, gemalt.

Zu S. 57. Die Abbildung des Hofes der Pleißenburg ist nach einem Holzschnitt verkleinert aus der „Festschrift der Königl. Kunstakademie und Kunstgewerbeschule in Leipzig" von Dr. L. Nieper. Leipzig 1890.

Zu S. 63. Dem Gruppenbild von Oesers Kindern liegt eine Original-Photographie von F. und O. Brockmanns Nachfolger (R. Tamme) in Dresden zu Grunde.

Zu S. 68. Über das Leipziger Liederbuch der Hirzelschen Sammlung vgl. die hauptsächlich textkritische Abhandlung von Rudolf Kögel in den „Studia Nicolaitana. Dem scheidenden Rektor Herrn Prof. Dr. Theodor Vogel dargebracht von dem Lehrerkollegium der Nikolaischule zu Leipzig" (Leipzig 1884), S. 89 ff. — Sprachlich und inhaltlich hat die Leipziger Lieder untersucht A. Strack: „Goethes Leipziger Liederbuch", Gießen 1893. Über die Kompositionen vgl. die Veröffentlichung von Friedländer: „Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen" (Schriften der Goethe-Gesellschaft, XI. Band Weimar 1896, S. 130).

Zu S. 68. In dem Besitze des Herrn Dr. Oskar von Hase, Mitbesitzers der Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig, befindet sich ein Exemplar des Liederbuches, in das Goethe eigenhändig einige Korrekturen sowie auf dem Titelblatt den Vers eingetragen hat:

Horatius.
Me tabula sacer
Votiva paries indicat uvida
Suspendisse potenti
Vestimenta maris Deo.
Goethe.

Das Exemplar stammt höchstwahrscheinlich aus Ernst Theodor Langers Nachlasse und war eine Widmung an den älteren Freund. Vgl. Zimmermann, Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, 16. Jahrg. (1883), S. 7 f.

Zu S. 73. Über das Buch „Annette", das mit andern Schriften der Leipziger Zeit im XXXVII. Bande der Weimarischen Ausgabe abgedruckt ist, vgl. Suphan in der „Deutschen Rundschau", 21. Jahrg. (1895), S. 139 ff. Das Faksimile auf S. 69 ist Heinemanns „Goethe", 2. Aufl., S. 78 entlehnt.

Zu S. 75. Zu Goethes Dresdner Aufenthalt vgl. besonders den kürzlich in der „Kunst für Alle" Nr. 14—16, Jahrgang 1898/99, von Karl Wörmann veröffentlichten Aufsatz „Goethe in der Dresdner Gallerie". Über Goethes spätere Beziehungen zur Gallerie vgl. Goethe-Jahrbuch XVIII, S. 104.

Zu S. 76. Über die Radierungen Canalettos vgl. die „Canaletto-Mappe", herausg. von Otto Richter als Festgabe des Vereins für Geschichte Dresdens (Dresden 1894).

Zu S. 78. Über Christian Ludwig von Hagedorn, der eine Monographie verdiente, vgl. Justi, Winckelmann, 2. Aufl., I, S. 325 ff.

Zu S. 80. In die letzten Monate von Goethes Leipziger Aufenthalt fällt der unter dem Namen des „Leipziger Musenkrieges" bekannt gewordene Studententumult, der, ausgehend von der unter der Studentenschaft verhaßten Erhebung des Thorgroschens, gegen das Verhalten der Stadtsoldaten, die Theaterbeschränkung, gegen mißliebig gewordene Professoren, unter ihnen auch gegen den damaligen Rector magnificus Hofrat Böhme, sich richtete. Die Hauptunruhen fielen auf den 12., 13. und 19. Juli. Vgl. Witkowski, Goethe-Jahrbuch, XV. Band, S. 206 ff., und Günther in den „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer," IX. Band, 1. Heft, S. 1 ff.

Druck: Carl Meyers Graphisches Institut, Leipzig-R.

VEREINIGTE DAMPFBUCHBINDEREIEN,
BAUMBACH & CO. G.M.B.H. LEIPZIG-BERLIN